Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig •


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Erzählung „Die rechte Behandlung“ von Franz Wichmann. (S. 70)
Originalzeichnung von Richard Mahn

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Dritter Band

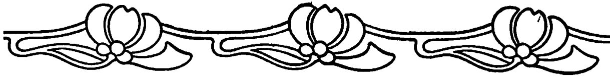


Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

838

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

406



Inhalts-Verzeichnis.







Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Es stellte sich immer mehr als notwendig heraus, daß Klementine sich den weiten Weg von ihrer Wohnung bis ins Warenhaus ersparen mußte, es war ihr sonst unmöglich, die streng durchgeführte Geschäftszeit richtig einzuhalten. Anderseits war ihr Bruder bei der gegenwärtigen Hauswirtin vorzüglich aufgehoben.

Auch Kern riet Klementine dringend, ein Zimmer in der Nähe des Geschäftes zu suchen, und so benutzte sie die Mittagspause, um sämtliche Wohnungszettel, die in der Nachbarschaft des Warenhauses an den Haustoren hingen, durchzustudieren.

Eben stand sie wieder, solch einen Zettel prüfend, vor einem Haustor in der Lindengasse, da sagte eine klangvolle Stimme neben ihr: „Das ist nichts für Sie, Fräulein Teck. Sie brauchen etwas Gemütliches und Sicheres. In einer großen Stadt muß man vorsichtig sein in seinem Umgang."

Klementine nickte der Sprechenden freundlich zu und reichte ihr die Hand. „Da haben Sie ganz recht, Fräulein Hartwig," sagte sie. „Aber woher wissen Sie denn, daß dieses Zimmer nichts für mich ist? Woher wissen Sie denn überhaupt, daß ich ein Zimmer suche?"

Dora Hartwig lachte. „Freilich weiß ich das alles. Letzteres durch Fräulein Vogel und ersteres, weil ich selber einmal in diesem Hause wohnte. Dieses ‚hübsche Zimmer im ersten Stock‘ hat die Aussicht auf ein dunkles Höfchen, darin von etlichen zwanzig Parteien tagaus, tagein die Teppiche geklopft werden, und die Frau, die es vermietet, hat sieben lebendige Kinder, deren ältestes zehn Jahre alt ist. Von Licht und Luft und Ruhe ist also da nicht zu reden.“

„Also wieder nichts!“ meinte Klementine.

„Nur nicht die Geduld verlieren!“ mahnte Dora Hartwig. „Kommen Sie doch mit zu mir hinauf — ich wohne gleich hier nebenan.“

„Aber Sie werden jetzt speisen wollen.“

„Haben Sie schon gegessen?“

„Ja.“

„Nun, da ist also keine Gefahr, daß Sie mir etwas wegessen. Also kommen Sie nur. Ich bin so stolz auf mein niedliches Zimmer, daß ich mir gerne liebe Menschen einlade.“

„Ich bin leider so gedrückt und verstimmt —“

„Sie sind trotzdem lieb!“ stellte Dora mit so großer Bestimmtheit fest, daß Klementine lachen mußte.

So legte sie denn ihren Arm in den der Kollegin und ließ sich von ihr führen.

Sie gingen noch zwei Häuser weit, stiegen zwei Stockwerke empor und hielten vor einer sehr sauber gehaltenen, weißlackierten Tür, auf deren Taster Dora drückte.

Eine ältliche Frau, welche Dora ihrem Besuch als ihre Tante vorstellte, öffnete.

„So — hier sehen Sie — das ist bis auf weiteres meine Heimat!“ sagte Dora Hartwig, als sie in einem großen, hellen Zimmer angekommen waren, an dessen

Fenstern feine Spitzenvorhänge hingen, und dessen Boden mit einem dicken cremefarbenen Teppich bedeckt war.

„Ah — wie hübsch Sie wohnen!" sagte Klementine, sich aufrichtig wundernd über den zarten Geschmack, der hier jedes einzelne Ding gewählt hatte. Die helle, moosgrüne Tapete mit dem breiten Fries, auf dem eine stille Herbstlandschaft dargestellt war, über welcher die Decke als lichter Himmel blaute — wie dies alles freundlich wirkte, und wie weit man zu schauen meinte! Und nirgends aufdringliche Bilder, welche die Ruhe der Wände gestört hätten, und nur ganz wenige, aber gediegene und bequeme Möbel aus rostrotem Holz, und vor dem Bette eine spanische Wand wieder mit einer meisterhaft ausgeführten Herbstlandschaft.

„Wie schön, wie wunderschön!" sagte die Baronesse, das Bild betrachtend. „Man hat hier das angenehme Gefühl, im Freien zu sein."

Dora nickte. „Dieses Gefühl habe ich mir verschaffen wollen, und es freut mich, daß auch Sie spüren, daß mir die Ausführung meiner Absicht nicht mißlungen ist. Ach, wie sehne ich mich immer nach dem Freien und nach Einsamkeit! Muß man doch ständig zwischen engen Mauern und im Menschengewimmel leben! — Aber jetzt, Fräulein Teck, müssen Sie auch das Zimmer ansehen, das bis vor kurzem meine nun verheiratete Schwester bewohnt hat. Es ist freilich bescheidener als meines, aber eigentlich noch viel gemütlicher."

„Ah — in der Tat!" rief Klementine aus, die jetzt auf der Schwelle eines kleinen, ebenfalls sehr hellen Zimmers stand, das mit seinen freilich altväterischen, aber sehr behaglichen Polstermöbeln und seinem grünen Teppich wie ein Nest aussah.

„Gefällt es Ihnen wirklich?“ fragte Dora.

„Es erinnert mich so an mein Zimmer daheim,“ erwiderte Klementine, deren Augen feucht geworden waren. „Wie sollte es mir nicht gefallen?“

„So könnten Sie sich hier wohl fühlen?“

„Wie sehr!“

„Fräulein Teck, ich wäre sehr glücklich, wenn Sie das Zimmer nehmen würden. Es ist, wie ich Ihnen sagte, schon eine Weile unbewohnt.“

Über Klementines Züge breitete sich der Ausdruck großer Verlegenheit.

„O, Fräulein Hartwig,“ murmelte sie, „ein so hübsches Zimmer kann ich nicht mieten.“

„Können Sie wirklich nicht einmal fünfzehn Kronen an Wohnung, Heizung und Bedienung wenden?“ meinte Dora geschäftsmäßig.

„Fünfzehn Kronen! Aber Fräulein Hartwig — Sie bekommen doch leicht das Doppelte dafür, und ich — ich würde Ihnen höchstens nur zwanzig Kronen bieten können.“

„Ich nehme aber nur fünfzehn. Dafür will ich allerdings nur jemand in so naher Nachbarschaft haben, der mir sympathisch ist. Sie zögern? Ach, schlagen Sie doch ein! Sonst steht mir das Zimmer, das ich auch von meiner Tante gemietet habe, noch länger leer.“

Tief errötend und doch so freudig schlug Klementine ein, und gleich darauf saß sie, einer großen Sorge ledig, im Wohnzimmer von Doras Tante, der verwitweten Feldwebelsgattin Antonie Hartwig, die schon lange mit ihrer verwaisten Nichte zusammenwohnte und wirtschaftete. —

Unter der Obhut der beiden Hausgenossinnen fühlte sich Klementine sehr wohl, zumal sie wußte, daß auch Ernst treu behütet wurde.

Den Grafen Plein, der ihr voll dringender Herzlichkeit geschrieben und sie noch einmal um ihre Hand gebeten, hatte sie abermals abgewiesen. Dadurch lag ein tiefer Schatten auf ihrem Wege. Sie hatte vor Eugen ein Geheimnis, und eine Lüge stand zwischen ihm und ihr. Sie ließ ihn glauben, daß Ernst so viel aus dem väterlichen Erbe gerettet habe, daß sie beide ruhig davon leben könnten, zumal Ernst schon eine Beschäftigung gefunden habe. Daß sein Verdienst mit Musik zu tun habe, hatte sie auch in dem einzigen Brief, in welchem sie dieses Thema berührte, erwähnt, allein welcher Art seine Beschäftigung sei, das hatte sie verschwiegen.

Dieses Heimlichtun Eugen gegenüber bedrückte sie sehr. Dennoch gab sie es nicht auf, konnte es nicht aufgeben. Er mußte Ruhe haben. Schrieb er ihr doch immer wieder, daß er bei der schwierigsten Partie seines Werkes angekommen sei, daß er jede freie Stunde, welche der Dienst ihm ließ, am Schreibtische zubringe und jede Zerstreuung meide, um seinen Kopf und seine Nerven ruhig zu erhalten. Gerade jetzt, da er austreten werde, hoffe er durch sein Buch sich eine neue Laufbahn in der Technik zu eröffnen.

Es sprach nicht etwa Resignation aus seinen Briefen, sondern nur Ruhe und die Festigkeit eines Mannes, der genau weiß, was er will. Daneben ging immer das innige, treue Empfinden her, das er Klementine widmete. Das hartgeprüfte Mädchen war also wenigstens in seiner Liebe sehr, sehr glücklich.

— — — — — — — — — — — — —

Weihnachten war vor der Tür. Das stille Frostwetter, welches endlich eingetreten, war der Kauflust des Publikums sehr günstig. Im Warenhause herrschte ein bewegtes Leben. Vom frühen Morgen bis zur

Sperrstunde war es geradezu belagert von einer schau- und kauffreudigen Menschenmenge. Ununterbrochen waren die Aufzüge und die originelle Rolltreppe, welche aus dem Parterre in den Halbstock hinaufführte, in Bewegung.

Mit glühenden Wangen, oft schon recht müde und dennoch recht berufsfreudig, widmeten sich die Verkäufer und ihre Kolleginnen mit Eifer ihrer Obliegenheit, zeigten die größte Geduld, wenn sie schwer zu befriedigende Kunden bedienten, und machten selbst diese gern auf weitere besonders kaufenswerte Artikel aufmerksam. Überall mußten sie ihre Augen, Ohren und Hände und ihre Aufmerksamkeit haben — keine geringe Anforderung, da sie jetzt für fast zwölf Stunden täglich an sie gestellt wurde.

Natürlich ging es auch in der im Halbstock befindlichen Konfektionsabteilung überaus lebhaft zu. Da kamen jetzt namentlich Frauen, die bescheiden nach einfachen Kleidern fragten und die jetzt erst dazu kamen, sich eine warme Hülle zu kaufen.

Schon schwieriger und langwieriger gestaltete sich die Bedienung jener Kundinnen, welche nicht so genau zu rechnen brauchten. Da hatten die Verkäuferinnen alle Hände voll zu tun, da mußten die Diener immer wieder andere Toiletten herbeischaffen, denn Farbe oder Fasson, Stoff oder Aufputz wurden von jeder der Käuferinnen, die meist selber nicht wußten, was sie wollten, wieder anders gewünscht.

Da hieß es ebenfalls geduldig und findig sein, nicht ermüden, von Nervosität nichts spüren lassen, immer lächeln, immer sich liebenswürdig verhalten und unmerkbar, durch geschickte Komplimente die Geduld und Kauflust der Kundinnen wach erhalten.

Es ist nicht leicht, die Eitelkeit zu bedienen, und

zumeist ist es doch diese, welche die Damen bei der Wahl ihrer Toiletteartikel beeinflußt. —

Eine ältere Dame fuhr gegen Abend, zu der Zeit, da das große Warenhaus am meisten besucht war, in einem der Fahrstühle zur Konfektionsabteilung hinauf. Sie hatte eine blasse junge Person bei sich, wohl ihre Gesellschafterin, denn für eine Magd sah sie zu fein aus, schien aber sehr niedergedrückt zu sein, denn sie wagte es nicht, sich auch auf einen der drei Samtsitze niederzulassen, die sich in dem von dickem Spiegelglas umgrenzten Aufzug befanden.

„Daß Sie diesmal die Augen ordentlich aufmachen!" sagte die ältere Dame beim Aussteigen und wendete sich nach der Pelzabteilung. Ihre blasse Begleiterin verneigte sich demütig.

„Gnädige Frau sind in Trauer? Es soll also etwas Schwarzes sein?" bemerkte halb fragend die Verkäuferin, welche ihnen entgegenkam.

„Wie können Sie so albern fragen?" tönte da eine harte Stimme hinter ihr. „Selbstverständlich werden Sie schwarzes Pelzwerk bringen. Ermüden Sie doch die Dame nicht mit Ihrer Fragerei!"

Paula Neuber, die Vorstandsdame dieser Abteilung, war es, die sich mit Rauschen und Klingeln nun zu der Kundin wendete.

Einige Damen, welche sich ebenfalls Pelzsachen vorlegen ließen, schauten verwundert auf die geräuschvolle und wenig Takt beweisende große Person, welche mit ihrem roten Haar und dem merkwürdigen violetten Samtkleid, an dem alles glänzte und klirrte, sehr auffiel.

Frau v. Lassot, die eben angekommene Kundin, hatte sich breit in einem der mattgrünen Sessel niedergelassen und blickte mit einer ganz unnötigen Strenge, welche sie für Würde hielt, um sich.

„Wie elend Sie heute wieder aussehen, Lotti!“ sagte sie laut und im Tone hoher Mißbilligung zu ihrer Begleiterin, deren Gesicht ihre kalten Augen soeben gestreift hatten.

„Ich bin nur ein bißchen müde, gnädige Frau,“ entgegnete die junge Person schüchtern und versuchte es, sich stramm aufzurichten.

Da schob ihr ein soeben vorübergehendes Fräulein freundlich lächelnd einen Stuhl hin.

„Da setzen Sie sich halt!“ herrschte ihre Herrin sie an, und mehr einem physischen Zwang als der ungnädigen Erlaubnis nachkommend, fiel das Mädchen fast auf den Sessel.

„Als ob Sie sich bei mir so anstrengen müßten!“ höhnte Frau v. Lassot, die sich, seit Nächten schlaflos, bis in den Morgen hinein von der Armen hatte vorlesen lassen.

Die Verkäuferin, welcher sie zugewiesen worden war, brachte einen recht hübschen Kragen von glänzendem schwarzen Fell herbei und legte ihn, seine Vorzüge hervorhebend, vor der Kundin auf den Tisch.

Eine Weile schaute diese auf den Kragen, dann lachte sie spöttisch. „Das soll ich tragen?“ fragte sie. „Das ist ja Kaninchen.“

Die Verkäuferin wurde rot. Sollte sie die Frau so schlecht taxiert haben? Sie sah doch sehr gewöhnlich aus und war nichts weniger als elegant gekleidet.

„Gnädige Frau!“ stotterte sie. „Es ist in der Tat französisches Kaninchen. Es ist sehr beliebt, und ich dachte —“

„Was Sie denken, ist mir gleichgültig. Bringen Sie jetzt anständiges Pelzwerk. Krimer kann es sein, oder Sealskin, auch Astrachan. Jedenfalls kein solcher Fetzen.“

Die Neuber hatte für solche Kunden ein besonderes Interesse. „Natürlich, meine Gnädigste," rief sie, „das Fräulein hat sich vergriffen. Sie ist Anfängerin, hat noch keinen Blick für die Kunden. Es war schon ein Fehler, daß man sie der Gnädigsten zugewiesen hat. Aber das läßt sich gutmachen. Es wird mir eine Ehre sein, die Dame selbst bedienen zu dürfen."

Leona war schon besänftigt, und die niedergedonnerte Verkäuferin lief nach anderen Pelzen.

„Krimer, Sealskin, Astrachan!" murmelte sie, hochrot im Gesichte, denn sie wußte, das war ein ganz außergewöhnlicher Nutzen für sie. Hatte sie doch Prozente von jeder Verkaufssumme. Die Neuber würde sich doch nicht etwa selber diese Prozente zuschreiben? Das war allerdings schon öfters dagewesen.

Sie nahm zwei prachtvolle Kragen aus einem der Schränke und eilte mit ihnen und einer hocheleganten Nerzstola an ihren Verkaufstisch zurück.

Allein da war für sie schon alles aus. Die Neuber riß ihr die Kragen aus der Hand und sagte: „Da drüben ist eine Frau — die können Sie bedienen. Sie will eine Boa in der Preislage von etwa zehn Kronen." Dienernd und lächelnd wandte sie sich dann zu Frau v. Lassot. „So, meine Gnädigste, das hier ist allenfalls etwas für Sie. Ein Modell. Gestern erst aus Petersburg gekommen. Die Zarin trägt diese Fasson aus Klondikefuchs. Oder wünschen Sie eine andere Form? — Fräulein Teck," rief sie laut nach dem Hintergrund des Saales hin, „kommen Sie! Aber ein bißchen schnell! Was tun Sie denn noch? Ich werde hoffentlich kein Bittgesuch einreichen müssen, wenn ich eine Probiermamsell brauche."

Frau v. Lassot hob den Kopf. Also hier hieß eine Probiermamsell Teck!

Die Gerufene kam schon. Rasch lief sie herbei und sah mit ihrem hübschen, ernsten Gesichte und der schönen, kräftigen Gestalt sehr anziehend aus.

Leona, ziemlich kurzsichtig und ihre an einer Schnur hängende Lorgnette nicht sogleich findend, sah die Herangekommene erst deutlich, als diese schon vor der Neuber stand und sich den Pelzkragen umlegen ließ. Da ging ein merklicher Ruck durch ihre Glieder. Sie öffnete die Lippen, aber sie schloß sie gleich wieder. Kein Laut war hervorgekommen, aber ein Lächeln voll wilden Triumphes krümmte sie, und dieses Lächeln, dieses stille, teuflische Lächeln, war auch in ihren Augen.

Klementine, welche von der Neuber schon einige Male in dieser Weise verletzt worden und doch ihr zu gehorchen gezwungen war, stand mit gesenkten Augen da. Sie wußte nicht, was ihr in der nächsten Minute bevorstand, allein auch ohne dies war ihre Seele augenblicklich voll Bitterkeit. Seit Tagen schon überanstrengt und infolgedessen übermüdet, kam ihr gerade in diesem Augenblick ihre Tätigkeit noch widerwärtiger vor als sonst, und wie so oft, wenn sie der Neuber gegenüberstand, erinnerte sie sich der ersten flüchtigen Begegnung mit ihr, wie sie ihr gleich damals widerwärtig gewesen, und wie unverhohlen sie der Neuber damals ihren Widerwillen gezeigt hatte. Wie bitter sie dies jetzt büßen mußte, denn auch die Neuber hatte jenen Augenblick nicht vergessen!

„Sie ist ja so gemein," dachte Klementine und drehte sich dabei auf Geheiß der Vorgesetzten langsam um sich selber, ganz wie eine mechanische Puppe.

Leona heftete ihren Blick mit einem Genuß ohnegleichen auf die herrliche Gestalt, mittels welcher man ihr vortäuschte, wie tadellos der Pelzkragen sie selbst kleiden würde.

„Gnädigste bemerken, wie wunderbar das Stück steht! Jede Linie elegant! Und der diskrete Glanz des Pelzes! Der Kragen ist einfach entzückend!" redete, ihre Augen verdrehend, die Neuber auf sie ein. Ein vielköpfiges Publikum stand um die Gruppe herum, denn wenigstens ein Dutzend Kundinnen interessierten sich für das in der Tat schöne Stück. Man hörte verschiedene beifällige Bemerkungen und etliche Ausrufe des Entzückens.

Die Neuber redete immer weiter, denn sie hatte eine nie versagende Zunge.

Aber plötzlich versagte sie doch.

„Du hast es ja herrlich weit gebracht!" sagte laut und hart die Kundin.

Worauf das ging, wußte niemand der Umstehenden sogleich.

Klementine erhob den Kopf, und ihre Blicke fielen auf Frau v. Lassot. Da wich der letzte Blutstropfen aus ihrem Gesichte, und wie erstarrt blieb sie stehen.

„Dreh dich doch wieder! Vorwärts! Dreh dich! Ich will doch sehen, wie das Ding aussieht, das ich kaufen will."

Wie viel Hohn in ein paar Worten enthalten sein kann!

Klementine hatte die peinvolle Überraschung überwunden, und während ihr dunkle Röte ins Gesicht stieg, sagte sie verächtlich: „Du hast es auch noch nötig, mich zu verhöhnen — du, die du bis in den letzten Winkel deiner gemeinen Seele hinein verdorben bist!"

Hoch den Kopf erhebend, legte sie den Pelzkragen ab und ging davon.

„Fräulein Teck!" rief ihr die Neuber wütend nach. „Sofort kommen Sie hierher und bitten die Dame um Entschuldigung!"

Klementine ging ruhig weiter.

„Rufen Sie doch nach der Baronesse Teck! Das wird sie lieber hören!“ riet Leona giftig. Dann erhob sie sich. „Kommen Sie!“ sagte sie zu ihrer Gesellschafterin. „Anderswo werde ich wenigstens nicht Beleidigungen ausgesetzt sein.“

„Aber, meine Gnädigste,“ jammerte die Neuber, „lassen Sie es doch mich und unser Haus nicht entgelten, daß eine Wahnsinnige Sie hier beleidigt hat! Ich gebe Ihnen mein Wort, diese Unverschämte ist morgen entlassen! Gestatten Sie, meine verehrte Dame, daß ich Sie hinaufgeleite. Im Palmengarten werden Sie sich erholen von der leider hier gehabten Aufregung. — August, öffnen Sie den Aufzug! Die Dame will in den Palmengarten!“

„Nichts will sie!“ rief die Lassot dem hübschen Jungen zu, den die Neuber angerufen hatte. „Ich betrete dieses Haus erst wieder, wenn diese freche Person, die Baronesse Teck, mit Schimpf und Schande fortgejagt worden ist.“

Gustl machte große Augen, und während er nun ging, dachte er: „Baronesse Teck? Ist Fräulein Teck also eine Baronesse? Und warum soll sie denn fortgejagt werden?“

Er verschwand hinter einer Tür. Die Verkäuferin hatte ihm einen Wink gegeben. „Holen Sie Fräulein Vogel!“ raunte sie ihm zu und huschte dann weiter.

In einem Winkel hielt sie an. Da saß, ganz kraftlos geworden, Klementine auf der untersten Stufe einer Leiter und starrte geistesabwesend vor sich hin.

Anna Riegelmann strich mit sanfter Gebärde über ihr Haar. „Das war ja schrecklich!“ sagte sie dabei voll Teilnahme. Dann aber fragte sie neugierig: „Wer war denn die alte Frau?“

„Eine Verwandte von mir."

„Und die kann sich einen solchen Kragen kaufen? Er kostet wenigstens sechshundert Kronen!"

„Sie kann sich ihn kaufen."

„Und Sie — Sie sind —"

„Probiermamsell."

„Und Baronesse. Sind Sie das wirklich?"

„Ich bin es wirklich."

„Das ist aber merkwürdig!"

„Ja — es ist ein bißchen merkwürdig!"

Wie mechanisch antwortete Klementine.

Anna Riegelmanns Augen glänzten vor Aufregung. Das war ja wie ein Kapitel aus den Romanen, die sie so leidenschaftlich gern las.

Sie schickte sich soeben an, weiterzufragen, als Gustl am Ende des langen Ganges auftauchte. Dicht hinter ihm kam Fräulein Vogel und schritt rasch auf die Mädchen zu. Klementine erhob sich mühsam. „Ich bin wohl entlassen?" fragte sie heiser.

Dann fiel sie laut weinend dem kleinen Fräulein um den Hals.



Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Tage gab es in der Tat eine Probiermamsell weniger im Warenhause Groß & Komp.

Allein Klementine war nicht, wie es die Lassot zur Bedingung ihres Wiederkommens gemacht hatte, Knall und Fall entlassen worden. Man hatte sie nur versetzt, und zwar in eine Abteilung, in welcher sie in keine Berührung mit dem Publikum kam. Die Chefs hatten dies ohne weiteres auf Vorschlag Fräulein Vogels verfügt.

Als es die Neuber erfuhr, lächelte sie höhnisch. Und

sie lächelte noch höhnischer, als sie merkte, daß der Direktor Hälby jetzt auffallend oft ihre Abteilung besuchte.

Besser ging es den Leuten ihrer Abteilung deswegen freilich nicht. Wenn jemand durchaus andere quälen will, findet er ja immer Mittel dazu. Jedenfalls hatte Klementine von jenem Abend an in Paula Neuber eine wütende Feindin.

Und sie hatte doch schon eine wütende, eine erbarmungslose Feindin!

Als Leona in gemachter Entrüstung das Warenhaus verließ, war sie innerlich voll teuflischer Freude. Es war ihr also richtig gelungen, die zwei in die tiefste Armut hinunterzustoßen!

„In die tiefste Armut! Wäre es nicht so, hätten die beiden irgend einen Ausweg gefunden, dann hätte sich Klementine heute nicht wie eine Puppe vor mir drehen müssen.“

Das dachte Frau v. Lassot noch, als sie nach jenem für sie so köstlichen Auftritt in ihrem Bette lag.

Wieder las Lotti ihr einen Roman vor, aber diesmal hörte ihre Herrin die müde Stimme des Mädchens kaum, so sehr war sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Natürlich erinnerte sie sich auch des Schimpfes, welchen Klementine ihr entgegengeschleudert. Aber gerade diese zornige Abweisung war für sie zur Handhabe geworden, die Gehaßte noch tiefer hinabzudrücken, denn es war ja gar nicht zu bezweifeln, daß eine Bedienstete, die sich so aufgeführt hatte, sofort entfernt werden mußte.

Leonas bemächtigte sich eine Art Lustigkeit, eine abscheuliche Lustigkeit, während sie sich vorstellte, wie leicht man eine Person von der Art Klementines aus jeder Stellung jagen konnte.

Und diese Heiterkeit kam jetzt der armen Lotti zu gut. Leona schickte sie zu Bett. „Stehen Sie aber nicht zu spät auf, und sputen Sie sich, damit ich den Schlafrock noch vor dem Frühstück probieren kann.“ —

Als sie am nächsten Morgen zur Anprobe in des Mädchens Zimmer kam, war sie noch immer ungewöhnlich gnädig und gut aufgelegt.

Sie tadelte ausnahmsweise nichts an der Arbeit, und als sie zum Frühstück ging, gab sie Lotti ein Fünfkronenstück und sagte mit einer Miene, als ob sie ihr Tausende geschenkt hätte: „Da haben Sie Geld. Kaufen Sie sich bei Groß & Komp. etwas dafür. Natürlich in der Konfektionsabteilung. Schauen Sie sich gut danach um, ob die freche Person noch dort ist.“ —

Nein, die freche Person war nicht mehr dort. Lotti sah sich sehr genau nach ihr um und gewahrte, daß man die junge Dame tatsächlich entfernt hatte.

Sie war also eine Baronesse und sagte „du“ zu Frau v. Lassot! Sie waren also verwandt miteinander, die beiden, und Frau v. Lassot haßte sie. Ob Baronesse Teck es wirklich war, die schlecht an ihrer Herrin gehandelt hatte? Das fragte sich Lotti schon seit gestern.

Sogar in dem langsam arbeitenden Hirn der guten Lotti hatte sich dieser Zweifel festgesetzt.

Auf die Nachricht hin, daß Klementine nicht mehr da sei, begab sich Leona noch am selben Nachmittag in das Warenhaus, um nun den gestern nicht zu stande gekommenen Einkauf durchzuführen.

Kaum hatte die Neuber sie erblickt, schoß sie schon auf sie los, lag es doch in ihrem Interesse, der Kundin mitzuteilen, daß ihre widerspenstige Untergebene tatsächlich entlassen worden sei.

Als Frau v. Lassot diesmal die Konfektionsabteilung verließ, war sie sehr wohlgelaunt. Sie hatte einen

sie befriedigenden Kauf gemacht, und die sie unter Komplimenten bis zum Aufzug geleitende Neuber hatte ihr versichert, daß die unverschämte Teck sofort entlassen worden sei, und daß es dieser hochmütigen Person nicht leicht gelingen dürfte, anderswo einen Posten zu finden.

— — — — — — — — — — — — —

Unbeschäftigte oder doch wenig beschäftigte Frauen gehören erfahrungsgemäß zu den häufigsten Besucherinnen der großen Warenhäuser. Zuweilen gehören sie auch zu deren besten Kunden, denn selbstverständlich wird bei der Wanderung durch die glänzend beleuchteten, behaglich durchwärmten Räume, in denen so vielerlei Artikel aufgestapelt und zierlich ausgelegt sind, die Kauflust mächtig angeregt.

Sehr oft aber betrachten jene wenig beschäftigten Frauen diese großen Warenhäuser als die günstigsten Örtlichkeiten für erlaubte oder auch nicht erlaubte Zusammenkünfte und als die günstigsten Örtlichkeiten zu kostenloser Zerstreuung.

Auch zu Groß & Komp. kamen sie scharenweise, die Frauen und Mädchen, welche mit ihrer Zeit nicht hauszuhalten brauchten und nichts Besseres damit anzufangen wußten, als zu flanieren, zu schauen, zu bewundern, zu bekritteln und sich hunderterlei Dinge vorlegen zu lassen, die sie nicht brauchten, nicht wollten und nicht kauften. Die Fahrstühle waren von ihnen gefüllt, die Verkaufstische von ihnen belagert. Durch tausend sinnlose Fragen belästigten sie das Personal, hielten die Verkäufer auf und nahmen den ernsten Käufern den Platz weg.

Ganz besonders deutlich zeigte sich dieses Unwesen jetzt in der Weihnachtszeit, in der natürlich noch viel mehr Waren aufgelegt wurden als sonst und in wel-

cher die Schaulust also noch weit reichlicher als sonst befriedigt wurde.

Da gab es ganze Gruppen von Damen, die ihre Nachmittage bei Groß & Komp. verbrachten, und die schließlich, ermüdet von ihren Streifereien durch das ganze weitläufige Haus, im Erfrischungsraum, dem Palmengarten oder der Lesehalle landeten, um daselbst weitere Stunden zu verplaudern.

Auch Frau v. Lassot war eine fleißige Besucherin des Warenhauses geworden. Nicht daß sie so schau- oder kauflustig gewesen wäre, aber dieses Geschäft war ihr ganz plötzlich ungemein sympathisch geworden, weil sie hier zum ersten Male persönlich und — wie sie meinte — siegreich gegen die von ihr so bitter Gehaßte hatte auftreten können.

Ein Spaziergang von weniger als einer Viertelstunde brachte sie von ihrer Stadtwohnung mitten in dieses fieberhaft pulsierende Leben hinein, von dessen Brandung sie sich, sobald sie wollte, zurückziehen konnte.

So saß sie denn oft, allein oder von Lotti begleitet, in einem der vielen lauschigen Winkel des Palmengartens, der zwischen dem Lesezimmer und dem Kaffeesalon in dem obersten Stockwerke des Warenhauses lag. Da konnte sie, ihrer natürlichen Trägheit folgend, regungslos in einem der behaglichen Rohrstühle etliche Stunden hinbringen.

Es zerstreute sie wirklich, dieses Hin- und Herwogen der Menge, diese hunderterlei Gesichter und Toiletten, diese tausenderlei Laute, die zu ihrem Ohre gelangten.—

Wieder einmal — es war am Silvestertage — hatte sie ein paar Stunden unter den Palmenwedeln da oben zugebracht. Es war schon finster geworden. Schon durchflutete das elektrische Licht alle Räume des Hauses, und auch auf der Straße glühten schon Lichter auf, da

endlich bestieg Leona den Aufzug, um sich in das Erdgeschoß hinabbefördern zu lassen.

Als sie unten dem Ausgange zustrebte, geschah es, daß im Gedränge der Leute, welche sich da hin und her schoben, zwei Bedienstete des Hauses für ein paar Sekunden neben ihr blieben.

„Hast du's ihm schon gesagt?" fragte der eine, der einen Pack Stoff trug.

Der andere verneinte. „Warum soll denn gerade ich mir die Finger verbrennen? Ich muß ohnehin vorsichtig sein. Soll die Teck es doch selber sagen. Ich werde mich hüten, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken."

Frau v. Lassot hatte dem Gespräch und den beiden, die es führten, erst Aufmerksamkeit geschenkt, seit der Name Teck gefallen war. Da aber faßte sie die Leute schärfer ins Auge. Der eine sah so gewöhnlich als möglich aus. Der andere war ein alter Geck — mehr konnte Leona nicht feststellen, denn schon hatten sich andere zwischen sie und die beiden geschoben.

In einer großen Aufregung kam sie auf die Straße. Erst da fiel es ihr ein, daß sie die Leute hätte anhalten und nach dieser Teck hätte befragen müssen. Sie ärgerte sich jetzt wegen dieses Versäumnisses. Aber freilich, wenn die Neuber sie getäuscht hatte, wenn Klementine noch im Warenhause angestellt war, konnte man dies leicht erfahren. Wenn auch nicht sie selbst, so würde sich doch Schimmel bald Gewißheit darüber verschaffen können.

Schon gegen neun Uhr am Neujahrstage schellte sie an seiner Tür. Frau Heister führte sie sofort in das Arbeitszimmer des Doktors. Sie hatte ja die Weisung, Frau v. Lassot stets unangemeldet vorzulassen.

Diesmal verweilte Leona übrigens nicht gar lang bei Schimmel; er versprach ihr, sofort ihren Wunsch zu erfüllen und Erkundigungen darüber einzuziehen, ob die Baronesse wirklich noch Angestellte des Warenhauses sei. Er hatte sie auch versichert, daß er gewiß schon am nächsten Tage ihr sichere Nachricht werde überbringen können.

Vergnügt verließ sie den Mann, der so willfährig war. Wie rasch, wenn auch freilich mit welch großen Geldopfern, die sie bringen mußte, hatte er ihr sämtliche Schuldforderungen von Ernst verschafft; wie bereitwillig war er auch jetzt, gegen Klementine sie zu unterstützen!

Auch Schimmel war vergnügt. Er hatte nämlich gestern erst in einer Schublade seines Schreibtisches nach einem Schriftstücke gesucht, und bei dieser Gelegenheit war ihm etwas anderes, völlig Vergessenes in die Hände gekommen: die Briefe, welche er sich angeeignet, als er, nach einem verfänglichen Brief von sich selbst suchend, Robert v. Lassots Schreibtisch durchschnüffelt hatte.

Und nun erst hatte er sich mit dem Inhalt dieser Briefe vertraut gemacht. Der seinige war nicht darunter. Es waren meist Mahnbriefe und etliche Briefe von Frau v. Lassot.

Die letzteren waren Ergüsse einer bis zur Verrücktheit gesteigerten Mutterliebe und einer bis zur Lächerlichkeit gediehenen Blindheit gegenüber den Tatsachen.

Isidor Schimmel, der den Oberleutnant besser als irgend jemand anderer gekannt hatte, unterhielt sich köstlich bei der Lektüre dieser närrischen Briefe.

Als er aber den letzten gelesen hatte, lachte er laut auf. Sein feistes, bronzefarbenes Gesicht ebenso wie seine Augen fingen an zu glänzen. Sein Atem ging

schneller. So tief mußte er atmen, daß er die wulstigen Lippen dabei weit auftat.

Lange saß er so. Dann tat er den letztgelesenen Brief und auch alle anderen Briefe, welche die Lassot an ihren Sohn geschrieben hatte, in einen starken Umschlag und ging damit zu seinem Kassenschrank. Er öffnete diesen und schloß dann ein Fach darin auf, in welchem sich sein Privatvermögen befand. Es bestand in einem ziemlich stattlichen Paket sicherer Papiere.

Als Schimmel die Briefe dazulegte, sagte er laut: „Du bist Tausende wert, genau so viel, als diese Närrin besitzt.“

Gleich danach rief die Heister ihn zum Nachtessen. Aber Schimmel tat den Speisen wenig Ehre an. Er war zu nachdenklich dazu.

Als die Heister den Tisch abdeckte, trug sie fast alles, was sie hereingebracht hatte, wieder hinaus. Das war, solange sie ihm diente, noch nicht vorgekommen.

Sie war deshalb sehr verwundert.

Jetzt ging er, die Hände auf dem Rücken, eilig im Zimmer umher und murmelte zuweilen etwas vor sich hin.

„Das hat sie ganz vergessen,“ hörte sie ihn sagen, und dann: „Da gibt's kein Leugnen. Der Brief ist ein Vermögen wert. Ein einziger Satz — ein Vermögen!“

Als Schimmel das sagte, war er soeben auf seiner Wanderung dicht bei seiner Haushälterin angelangt. Er sah sie an und war sichtlich erstaunt darüber, daß sie noch da sei.

Aber er wurde nicht etwa zornig — nein, ganz gemütlich packte er sie an ihren Armen, schüttelte sie und wiederholte noch einmal mit einer merkwürdigen Lustigkeit: „Ein Vermögen! Hören Sie, Heister, ein

Vermögen! Haben Sie schon einmal von einem Vermögen gehört, das man sich nur zu nehmen braucht? Ganz einfach zu nehmen?“

Dann ließ er ab von ihr und setzte seine Wanderung fort.

Den Kopf schüttelnd ging die Heister hinaus in ihre Küche.

— — — — — — — — — — — — —

Um die Mittagszeit des 2. Januar erhielt Frau v. Lassot einen Rohrpostbrief, in welchem Schimmel ihr meldete, daß Baronesse Klementine immer noch im Bureau des Warenhauses verwendet werde, und daß sie gelegentlich irgend einer passenden Abteilung des Geschäftes zugeteilt werden solle.

Noch am selben Tage begab sich Leona wieder zu Groß & Komp. Es ließ ihr daheim einfach keine Ruhe. Mit der Inbrunst des wildesten Hasses hoffte sie irgend jemand zu finden, der sich mit ihr gegen Klementine verbinden werde.

Daß die Vorstandsdame der Konfektionsabteilung Klementine nicht gut gesinnt und somit vielleicht gegen diese zu gebrauchen sei, nahm sie ohne weiteres an, ihr Instinkt sagte ihr jedoch, daß es vielleicht noch besser wäre, sich in dieser Sache an jenen ältlichen Gecken zu wenden, der am Silvestertage eine Minute lang neben ihr gestanden und die charakteristische Bemerkung gemacht hatte: „Ich werde mich hüten, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.“

In diesem Ausspruche lag so sehr viel. Sie hatte ja kein besonders gutes Gedächtnis, allein diesen Ausspruch und auch den Menschen, der ihn getan, hatte sie sich wohl gemerkt, und sie war entschlossen, so oft zu Groß & Komp. zu gehen, bis sie jenen Menschen entdeckt haben würde.

Ihrer zunehmenden Müdigkeit nicht achtend, wanderte sie bis zum Abend durch das Riesenhaus, und fort und fort suchten ihre Augen den großen, mageren Mann, der schon so alt und abgelebt aussah und der doch so geckenhaft gekleidet war und sich so jugendlich gab.

Aber sie fand den so sehnlich Gesuchten nicht und kam spät Abends verdrossen und todmüde zu Hause an.



Vierzehntes Kapitel.

Das Warenhaus bot nach Neujahr einen ganz anderen Eindruck als in den Feiertagswochen, in denen neben mancherlei Überfluß doch zumeist Nützliches ausgestellt und gekauft worden war. Jetzt kam der Fasching und mit ihm die Lust an Glanz und Flitter.

Dieser Faschingslust war reichlich Sorge getragen. Die ganze weite Mittelhalle glich mit ihrem Glänzen und Flimmern einem Feenpalaste. Was die Mode nur ersonnen hatte, um schöne Frauen noch reizender zu machen, war hier und noch in vielen anderen Räumen des Hauses zur Schau ausgestellt.

Ganze Gruppen wie Balldamen gekleideter Puppen waren zu sehen. Die Stoffe auf ihnen, mit raffiniertem Geschmack drapiert, sahen aus, als seien sie aus Mondlicht, aus Sonnengold, aus Kraterflammen gewoben. Hier floß die breite, seerosengeschmückte Schleppe einer Toilette nieder, die aus schwerer, wassergrüner Seide bestand, dort schmiegten sich an lichtblauem Atlas Eisblumen imitierende Spitzen und Hermelin.

Wohin das Auge schaute, traf es auf die neuesten, reizenden Erzeugnisse der vielerlei Industrien, welche dem Luxus und der Mode dienen. Vom niedlichsten Ballschuh an bis zum mächtigsten Blumenarrangement,

vom durchbrochenen Seidenstrumpf bis zu dem wallenden Federtuff der Coiffüre war all das zu sehen, was außer dem eigenen Reiz ein Weib zur Ballkönigin machen kann. Spinnwebfeine Stoffe in allen Farben, köstliche Stickereien, von Feenhänden aus dem mannigfaltigsten Material hergestellt, schillernde Gürtel und Besätze, Abendmäntel, die wahre Gedichte, Kapotten, die wie ein Hauch waren — all das war hier in augenblendender Pracht dem ewig verlangenden Sinn der Frauen dargeboten.

Nur eine war da, die nichts von dieser Farbenpracht, nichts von diesem Glänzen und Gleißen gewahrte, eine, die hier nichts wollte und nichts suchte als einen Mann, einen Mann, der ihr völlig fremd war, dessen Namen und Stellung sie nicht kannte, und von dem sie nur zweierlei wußte: daß ihm hier manches bekannt sei, und daß er niemandes Aufmerksamkeit auf sich ziehen wolle.

Allein sie fand ihn auch heute nicht, die alte, schwarzgekleidete Frau, die sich so willig umherstoßen ließ, und der man es ansah, daß sie zum Umsinken müde sei.

Aber plötzlich fuhr sie auf. Jetzt funkelten ihre Augen, und ihr Mund lächelte.

Ein Kind hatte geschrieen: „Mama! Wo ist meine Mama?“

Alles schaute nach der Richtung, aus welcher das geängstigte Weinen kam. Auch die Verkäuferin, vor deren Tisch Frau v. Lassot soeben stand, schaute nach dieser Richtung.

Leona aber konnte ihr Auge nicht losreißen von einem hübschen blonden Knaben, der dicht an dem Verkaufstisch in ihrer Nähe stand. Ganz entzückt war sie und auch wieder voll Wehmut. So, fast gerade so hat ihr Robert ausgesehen, als er im Alter dieses

Kindes war. Weich war ihr Blick und auch ihr Herz geworden.

Aber nun veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes plötzlich wieder. Ein ungeheures Staunen prägte sich darin aus. Der blonde Knabe hatte in dem Augenblick, als jener Schrei hörbar wurde, und alles nach dem Kinde schaute, das seine Mutter verlor, seine Hand ausgestreckt, eine Rolle Samtband ergriffen und es blitzschnell in die Tasche seiner Kniehose gleiten lassen. Der ganze Vorgang hatte nicht drei Sekunden in Anspruch genommen.

Frau v. Lassot lächelte. Dieser Bube interessierte sie außerordentlich, und sie ließ ihn nicht mehr aus den Augen.

Da sah sie ihn ganz gelassen zu der Frau treten, zu welcher auch das kleine Mädchen gehörte, das soeben so geschrieen, und das sich nun, weil die Mutter bei ihm war, schon wieder beruhigt hatte. Niemand als Leona durchschaute den Grund, den tatsächlichen Grund jenes bitterlichen Weinens. Während etliche Gutmütige das Kind trösteten und freundlich mit ihm sprachen, lächelte sie, und sie lächelte auch, als die junge, hübsche Mutter der Kleinen das zierliche Ding ans Herz drückte und zärtlich tadelnd sagte: „Aber wie kann man denn nur so einen Lärm machen? Das mußt du nimmer tun. Ich wär' dir schon nicht verloren gegangen, du kleines Dummerl du."

Die Leute, welche der hübschen Szene zugeschaut, machten jetzt der jungen Mutter und den beiden reizenden Kindern Platz, da sie sich zum Gehen wendeten.

Frau v. Lassot blieb dicht hinter ihnen, als sie dem Aufzug zuschritten.

„Weil du so erschrocken bist, Gretl, kriegst du jetzt

ein Stückerl Torte," sagte die Frau zu dem Mädchen, während sie den Fahrstuhl bestieg.

Auch Frau v. Lassot fuhr mit. Sie fing schon unterwegs mit der Frau zu sprechen an, lobte die Liebe, welche Gretl für ihre Mutter fühlte, erwähnte, daß der blonde Bube sie an ihren Sohn erinnere, und welch ein Glück es sei, solche Kinder zu haben, was tausendmal glücklicher mache als ihr Reichtum.

Die junge Frau hörte ihr artig zu, wurde sogar sehr aufmerksam, als die schlaue Leona absichtlich ihres Reichtums erwähnte. Nun, Leona wußte genau, was sie tat, war sie doch auf der Suche nach brauchbaren Helfern, also nach schlechten Menschen. Schlechter aber kann wohl nicht leicht ein Mensch sein als eine Mutter, die ihre Kinder zur Nichtsnutzigkeit erzieht und sie der Schande ausliefert.

Der Gedanke, sich dieses Weib für den Dienst ihrer Rache zu sichern, war urplötzlich in ihr entstanden. Die hatte man ja in der Hand, die konnte man, wenn sie nicht freiwillig sich anwerben ließ, dazu zwingen, zu tun, was man wollte. Zuerst war dieser Gedanke unklar in dem Hirn der rachsüchtigen Frau aufgetaucht, aber er war da, und deshalb nahm sie sich bestimmt vor, dieses Weib sich nicht ebenso entschlüpfen zu lassen, wie sie sich damals jenen anderen hatte entschlüpfen lassen.

In der Konditorei angekommen, blieb Frau v. Lassot, als sei dies ganz selbstverständlich, bei den dreien und bat es sich als besondere Freundlichkeit aus, daß sie die Kinder bewirten dürfe.

Die Mutter gewährte diese Bitte ohne Zögern, und unter dem Vorbringen, daß der Knabe — Felix hieß er — ihr ganz die Zeiten ihres jungen Mutterglückes in Erinnerung bringe und sie daher heute so etwas

wie ein unverhofftes Fest feiere, ließ die schlaue Leona den Tisch, den sie gewählt, reichlich mit allerlei Gutem besetzen, was den sich recht bescheiden gebenden Kindern sowohl als deren vortrefflicher Mutter sichtlich behagte; wenigstens ließen alle drei an Eßlust und Eßfertigkeit nichts zu wünschen übrig.

Wohl eine Stunde saß das saubere Vierblatt beisammen. Zum Schlusse schrieb Leona sich den Namen und die Adresse der jungen Frau auf, und diese dankte mit überschwenglichen Worten für die Güte, mit der die gnädige Frau ihre Kinder überhäufte.

Frau v. Lassot hatte dem Buben und auch dessen Schwester herrliches Spielzeug zu schicken versprochen. Auf diese Weise war sie zum Namen und zur Adresse der jungen Frau gekommen.

Auch hatte ihr diese erzählt, daß ihr Mann, der augenblicklich in Geschäften verreist sei, sehr schwer zu kämpfen habe, um sich und seine Familie zu erhalten.

„Aha,“ dachte während dieses Vertrauensergusses Leona, „sie glaubt mir, daß ich reich bin, und daß ich mich wirklich in ihren Buben vergafft habe, daß sie also Nutzen aus mir schlagen kann!“

Was sie mit ihr vorhatte, darüber war sich Leona noch keineswegs klar, sie bemerkte nur, daß diese Frau Isabella Klein, die gleich ihren Kindern so nett und einfach gekleidet war, so gewandte Manieren besaß und dabei eine ganz raffinierte Ladendiebin war, zu irgend etwas Schlechtem gut zu gebrauchen sei.

Diesmal verließ sie das Warenhaus ziemlich befriedigt. Sie hatte zwar den gesuchten Mann wieder nicht entdeckt, aber sie hatte die Bekanntschaft dieser jungen Gaunerin gemacht, die sie gegen Klementine zu verwenden gedachte.

In der Nacht brauchte Lotti ihrer Gnädigen nicht

vorzulesen, denn in dieser Nacht schlief Frau v. Lassot besser als seit langer Zeit.

Am anderen Morgen schrieb sie einen Brief an Schimmel.

Der Inhalt dieses Schreibens lautete: „Lieber Doktor! Da Sie keine Einfälle haben, muß ich selbst handeln. Ich habe gestern die Bekanntschaft der Frau gemacht, deren Namen und Adresse ich beilege. Ich nehme als bestimmt an, daß diese Person zu allem zu gebrauchen ist. Erkundigen Sie sich sofort nach ihr. Suchen Sie so viel als möglich über sie zu erfahren, und kommen Sie noch heute zu mir. Ich habe eine Idee. L. L."

„Wird eine saubere Idee sein," dachte Schimmel, als er den Brief gelesen hatte. Und als er ihn zusammenfaltete und ihn in einer der Schubladen seines Schreibtisches verschloß, sagte er laut: „Dieses Weib ist der reine Teufel, von der kann man noch lernen."

Er ging erst gegen Abend zu der vor Ungeduld fast Vergehenden.

„Aber so spät kommen Sie, Doktor!" empfing sie ihn.

Er zuckte die Achseln.

„Mir scheint, Sie schlafen ein!" fuhr sie ärgerlich fort.

Er zog gemächlich die Handschuhe aus, schob sich dabei höchst ungeniert mit dem Fuß einen Sessel zurecht und ließ sich, noch ehe die Frau ihn dazu eingeladen hatte, nieder.

„Daß ich durchaus nicht geschlafen habe, werden Sie sogleich merken," fing er an, zog sein Taschentuch und schnaubte sich geräuschvoll.

Er hatte mit Beginn dieses Jahres ganz merkwürdige Manieren angenommen. Das hatte Frau

v. Lassot schon am Neujahrsmorgen gefühlt, und das empfand sie in dieser Stunde noch deutlicher. Er hatte sich sonst immer bescheiden und unterwürfig, ja oft geradezu kriechend benommen, und nun war er so ganz anders geworden. Er behandelte sie nicht mehr wie eine Dame, er behandelte sie nicht einmal mehr so, wie man etwa ein achtbares Weib aus dem Volke behandelt, wenn man nämlich selbst ein anständiger Mann ist.

Allerdings, ein solcher war ja Schimmel nicht, das wußte sie ganz genau, und das fiel ihr soeben wieder ein, als sie ihn so respektlos vor sich sah. Dann fiel ihr aber auch zugleich ein, daß er eben angefangen hatte, sie als — seinesgleichen zu behandeln. Bei diesem Gedanken drückte sich Pein und Sorge in ihrem rotgewordenen Gesicht aus, und fast ächzend ließ nun auch sie sich in der Sofaecke nieder.

Schimmel ahnte vermutlich, was in ihr vorging. Das spöttische Lächeln, mit dem er sie ansah, sprach für diese Annahme.

„Also, ich war sehr munter, meine Gnädige," sagte er, griff in seine Rocktasche und brachte eine umfangreiche Brieftasche zum Vorschein, öffnete sie bedächtig und entnahm ihr ein Papier.

Nachdem er seinen Zwicker aufgesetzt hatte, las er laut: „Isabella Klein, oder Streit-Kathi, oder Isabella Estalba, wohnt seit 18. September vergangenen Jahres in dem Quartier, welches sie jetzt innehat, steht, als schon zweimal ertappte Ladendiebin und nachdem sie zwei Freiheitsstrafen in Neudorf abgesessen hat, unter Polizeiaufsicht und ist seit Mai 1897 mit Gustav Klein, einem professionellen Taschendieb, verheiratet. Isabella Estalba hat vordem in einem Zirkus gearbeitet. Ihr Mann sitzt derzeit in Stein und wird zu Ende

Februar frei. Da er nach Wien zuständig ist, kann man ihn und die Seinigen nicht abschieben, aber die Polizei behält diesem Ehepaare gegenüber die Augen offen."

Schimmel steckte das Blatt wieder in seine Brieftasche. Dann blickte er auf, meinend, Frau v. Lassot werde ihn loben.

Allein die lächelte nur ironisch und sagte: „Also nur das Ehepaar wird beaufsichtigt?"

„Wem soll man denn noch auf die Finger schauen?"

„Den beiden Kindern."

„Richtig — Kinder sind auch da. Das Mädel hat derzeit ein gastrisches Fieber. Sie und ihr Bruder sind ziemlich beliebt im Hause — das hat man so nebenbei auch erhoben."

„Und gehören, wie ihre Frau Mama, auch schon zur Zunft der Ladendiebe," ergänzte die Lassot.

„Woher wissen Sie das?"

Daraufhin erzählte Leona, was sie gestern im Warenhause beobachtet, und wie sie sich danach den dreien angeschlossen. Und dann sagte sie: „Ich will diese Bekanntschaft nicht umsonst gemacht haben."

Schimmel blieb sehr ruhig. Gleichmütig fragte er: „Wie wollen Sie sie denn benützen?"

„Noch weiß ich es nicht. Aber das eine weiß ich: die Klein wird ausführen, was ich selbst nicht tun könnte."

„Meinen Sie?"

„Natürlich. Wir werden sie einfach dazu zwingen."

„Wozu?"

„Zu irgend einer mir wünschenswert erscheinenden Tat."

„Sie denken offenbar an Mord und Totschlag," sagte Schimmel ironisch.

„Nein, so weit denke ich nicht," erwiderte Leona, „aber —"

„Aber vielleicht an ein Vitriolattentat oder an —"

„Nein, auch an das denke ich nicht. Es muß irgend etwas geschehen, wofür die Schuld allein Klementine trifft, wofür sie ihre Ehre verliert, und wofür sie im Zuchthaus büßen muß."

„Ihr Haß ist groß."

„Er wird nur mit meinem Leben enden."

„Warum wagen Sie sich nur an die Baronesse heran?"

„Mit Hilfe dieser Kleins werden wir wohl auch mit ihrem Bruder fertig werden."

„Wir? Gnädige sprechen schon zum zweiten Male in der Mehrzahl."

„Wollen Sie sich etwa jetzt zurückziehen?" Frau v. Lassot wurde plötzlich ängstlich, und an dieser Ängstlichkeit ermaß sie die Wichtigkeit, welche Schimmels Rat und Hilfe schon für sie erlangt hatten. „Nein, lieber Doktor," bat sie, „Sie müssen bis zuletzt bei mir aushalten. Bedenken Sie doch: ich stehe allein, ganz allein und — und zahle ich denn so kärglich? Wenn Sie dies finden, so bestimmen Sie selber den Wert Ihrer Bemühungen. Ich werde nicht knickern, aber Sie begreifen es doch — Sie, der mein hingemordetes Kind gekannt hat, daß ich meine Rache, meine volle Rache haben muß!"

Er blieb sehr kühl. Er haßte ja nicht, und wie groß auch sein Behagen am Schlechten war, wie groß seine Freude, wenn er Bessere zu sich herunterzwingen konnte, war doch seine Vorsicht noch größer. In erster Linie war er ja ein Schuft, aber in zweiter war er auch ein Genußmensch. Er wollte sich sein Leben nicht verderben und erst recht nicht von anderen verderben lassen.

Von diesem erhabenen Gesichtspunkte aus regelte Schimmel schon seit langem sein Tun und Lassen. Wenn ihn eine Niederträchtigkeit in keinerlei Gefahr bringen konnte, vollführte er sie mit Vergnügen, tat aber nicht das geringste, wenn die Wahrscheinlichkeit damit verbunden war, daß er dadurch die Aufmerksamkeit der Behörden auf seine leider schon gezeichnete Person ziehen könne.

Darum ärgerte er sich einigermaßen über den Plural, den Leona bei Entwicklung ihres Planes als so ganz selbstverständlich gebraucht hatte. Allein er wurde sehr bald wieder ruhig. Mußte er sie doch einstweilen noch bei guter Laune erhalten. Bis Ende März etwa konnte das sichere Geschäft, das er ihr heute vorschlagen wollte, und bei welchem sehr viel zu gewinnen war, abgewickelt sein, und zu diesem Geschäfte brauchte er ihr Geld. Deswegen mußte er jetzt noch den Gefälligen gegen sie spielen, nebenbei konnte er sich immerhin auch ein wenig kostbar machen.

Sich steif aufrichtend und sein dunkles Gesicht voll Ernstes erhebend, sagte er ganz unnötig leise: „Gnädige Frau vergessen, daß ich mich Ihnen bis jetzt nur betreffs vollkommen gesetzlicher Handlungen zur Verfügung stellte.“

Er sah sie mit gutgespielter Strenge an, und sie schlug wirklich die Augen nieder und war für einen Moment bestürzt.

Aber das dauerte nicht lange. Sie erinnerte sich an seine ihr ja teilweise bekannte Vergangenheit. „Sie wurden, wenn ich nicht irre, aus der Advokatenliste gestrichen?“ fragte sie hämisch.

Unwillkürlich biß er sich auf die Lippen. Allein auch seine Verlegenheit war nur von kurzer Dauer. „Kann nicht jeder einmal fehlen?“ fragte er salbungsvoll.

Sie sah ihn fest an. „Oder auch mehrmals!“ bemerkte sie.

Schimmel nickte. „Ganz richtig. Oder mehrmals. Aber der Boden jenseits des Gesetzes ist wankend —“

„Deshalb muß man ihn pflastern!“ lächelte sie.

Auch er lächelte, als er hinzusetzte: „Aber kräftig, dann wage ich mich allenfalls auch auf schlüpfriges Gebiet.“

„Wir verstehen uns schon, lieber Doktor,“ sagte Leona scharf, „und ich weiß, daß ich das, was ich von Ihnen will, teuer bezahlen muß. Aber Sie werden zufrieden mit mir sein, sobald ich es mit Ihnen sein kann. — Sie werden sich also zunächst der Klein versichern, und Sie werden irgend etwas ausfindig machen, was Klementine verdirbt, ohne daß man mich damit in Verbindung bringen kann. Und es wird Ihnen auch ein letzter Schlag gegen Ernst einfallen und gelingen. Ich will es. Und wenn dieses Vermögen, das Robert nicht mehr genießen kann, darüber bis auf den letzten Heller aufginge — meine Rache will ich haben, sie würde selbst damit nicht zu teuer bezahlt sein!“

Schimmel antwortete nicht, aber er verbeugte sich tief.

„Ich nehme an, daß ich in nächster Zeit viel Geld brauchen werde,“ begann sie plötzlich ganz geschäftsmäßig. „Da müssen Sie mir helfen, auf praktische Weise Papiere zu verkaufen.“

Nun befand sich Schimmel auf dem Gebiete, auf welchem er sie haben wollte. Eifrig verhandelten sie über eine Stunde miteinander.

Als er sie verließ, war er recht wohlgelaunt. Sie hatte eingewilligt, Geld herzugeben für die Spekulation, die er vorgeschlagen. Es war ein durchaus sicheres Geschäft. Schimmel wußte schon jetzt, daß sich das

Vermögen seiner Klientin um etliche tausend Kronen dabei vermehren werde, dieses Vermögen, an welchem ihm so viel lag, weil er es schon jetzt als das seinige ansah.

— — — — — — — — — — — — —

Als Schimmel, in angenehme Gedanken versunken, der inneren Stadt zuging, begegnete er an der Ecke der Babenbergerstraße zwei jungen Damen.

„Sie sollten nicht so mutlos sein!“ sagte die Ältere und Größere der beiden zu der neben ihr Hergehenden.

Es war ein schlankes junges Mädchen.

Der brave Doktor, der für Frauenreiz noch sehr empfänglich war, blieb stehen. Dann kehrte er wieder um, blieb den beiden Mädchen dicht auf den Fersen und lauschte auf ihr Gespräch, davon er indessen nur Bruchstücke erhaschen konnte.

Von der Not des Lebens redeten sie und von irgend einer besonderen Not, in welcher sich die Jüngere von ihnen befand.

Das konnte er aus einzelnen lauter gesprochenen Worten entnehmen.

Gern hätte er sich bemerkbar gemacht, aber merkwürdigerweise fand er den Mut dazu nicht. Ein gewisses Etwas, das von der jungen Dame ausging, lähmte seine Frechheit.

Schon wollte er sich zurückziehen, als die Größere sagte: „Wollen Sie unten bleiben? Ich komme in wenigen Minuten wieder.“

Die andere antwortete: „Ich warte lieber hier.“

Die Größere ging in das Haus, vor welchem diese Wechselrede stattgefunden hatte.

Klementine, welche Dora Hartwig auf dem Heimwege begleitete, ging langsam weiter. An der hellerleuchteten Auslage eines Konditors blieb sie stehen

und ließ ihre Augen über die appetitlichen Dinge gleiten, welche sich hinter dem Spiegelglase befanden.

„Da gibt's ja hübsche Sachen," sagte da eine Männerstimme. „Ich kaufe Ihnen gerne noch hübschere."

Sie wich zur Seite und schaute suchend umher. Dabei glitt ihr Blick sehr hochmütig über das dunkle Gesicht Schimmels. Dann ging sie, ihre Kleider zusammennehmend, an ihm vorbei.

Diese stumme, verächtliche Abwehr reizte ihn noch mehr. Dieses sehr bescheiden gekleidete Mädchen gebärdete sich ja wie eine Königin, deren Majestät beleidigt worden ist.

„Nur nicht gar so stolz tun, kleiner Schatz!" sagte er, wieder dicht an ihrer Seite.

Klementine war sehr blaß geworden. So nahe war die Gemeinheit noch nie an sie herangekommen. Es fehlte ihr fast der Atem vor Bestürzung und vor Zorn, aber zu ein paar Worten brachte sie es doch.

Ihn von oben bis unten messend, sagte sie: „Ich finde allerdings, daß man mit solchen Narren nicht stolz, sondern mit der Peitsche reden sollte. Und nun gehen Sie! Dort drüben steht ein Wachmann — er wird mich, wenn Sie nicht flink sind, schnell von Ihnen befreien."

„Fräulein Teck — was ist's? Sie sind belästigt worden?" sagte in diesem Augenblick Dora Hartwig, und dann setzte sie spottend hinzu: „Sehen Sie nur, wie der alte Sünder läuft!"



Fünfzehntes Kapitel.

Ernst hatte ausnahmsweise heute abend einmal nichts zu tun, und diese seltenen freien Abende brachte er immer bei seiner Schwester zu. Er sah sie sonst

ja nur an Sonn- und Feiertagen, denn an den Wochentagen war immer das eine gerade dann beschäftigt, wenn das andere frei hatte.

Er war sichtlich froh gestimmt, als er Klemi mit ausgestreckten Armen entgegenkam und sie küßte. Dann aber schob er sie von sich und schaute sie forschend an. „Ist das von der Winterluft, oder hast du geweint?“ fragte er besorgt.

„Ach, geärgert habe ich mich ein bißchen über einen frechen Menschen!“ gab sie zu, indem sie zugleich die Sache als kaum erwähnenswert darstellte, denn sie kannte ihres Bruders Auffassung bezüglich seines Schützeramtes.

„Ein bißchen nur ärgert man sich über derlei nicht!“ fuhr er auf. „Klemi! Sag die Wahrheit. Ist's einer aus dem Geschäft, vor welchem ich dich schützen muß?“

„Nein — nein. Ein ganz Fremder war's, und er ist ja schnell davongelaufen. Und jetzt reden wir nicht mehr über Unangenehmes. Ich bin ja so froh, daß ich dich wieder einmal habe.“

„Wenn ich dich doch vor allen Widerwärtigkeiten schützen könnte!“ hörte sie seine liebe, weiche Stimme sagen.

Dann gingen sie Arm in Arm durch das Zimmer, und er erzählte ihr von dem Neuen, das seit ein paar Tagen in sein Leben gekommen war. Bei einem Feste, während dessen sein Spiel viel Beifall gefunden, hatte sich ihm einer der Gäste vorgestellt und ihn in ein Gespräch verwickelt. Direktor Eichler leitete ein großes kunstgewerbliches Unternehmen. Er hatte sich sofort für Ernsts künstlerisches Zeichnen, auf das die Rede kam, interessiert und ihn eingeladen, ihn mit Proben seines Könnens zu besuchen. Dies war schon geschehen, und Direktor Eichler hatte Ernst, der ihm vertrauensvoll

gesagt, wie außerordentlich peinlich ihm seine derzeitige Stellung sei, ermuntert, in seinen freien Stunden für ihn Entwürfe für dekorative Gegenstände zu machen.

„Du kannst dir denken, daß ich mich sofort hingesetzt habe, um etwas zuwege zu bringen," schloß Ernst seinen Bericht. „Ein Spiegelrahmen ist es, und ich hoffe, er wird mir gelingen und mir Geld einbringen. — Ja, das liebe Geld!" fuhr er fort. „Du glaubst gar nicht, wie ich jetzt hinter dem Gelde her bin!"

„Und ich erst!" entgegnete Klementine wehmütig. Dann sah sie ihn zärtlich an und sagte: „Hör, Ernst, ich kann dir aushelfen, denn ich habe mächtig gespart."

Sie wollte zu ihrer Kommode gehen, aber Ernst hielt sie fest und überreichte ihr dann feierlich zwei blinkende Zwanzigkronenstücke.

Sie nahm sie zögernd. „So gut geht's dir?" fragte sie verwundert. „Ich habe nur zwölf Kronen."

„Und keinen neuen Hut."

„Als ob ich daran dächte!"

„Hoffentlich wirst du dir doch darüber Gedanken und solche mittels dieses Geldes zur Wirklichkeit machen."

„Du bist so gut, Ernst!"

„In noch weit höherem Grade hungrig."

„Und ich im höchsten Grade unaufmerksam," vollendete Klementine errötend. „Sei nicht böse, weil ich so ganz vergessen habe, daß Essenszeit ist. Ich —"

„Was denn? So bleib doch! Diesmal bewirte ich dich. Mein ‚Tischlein deck dich' wird sofort in Erscheinung treten."

Er drückte auf die elektrische Klingel, und gleich danach kam Frau Hartwig mit einem großen Servierbrett herein.

Die wackere Feldwebelswitwe hielt sich nämlich keine Magd, sondern besorgte die Wirtschaft mit Hilfe

einer Frau, welche nur Vormittags für mehrere Stunden aushalf.

„Großartig! — Und sogar Blumen!“ rief Klementine, die guten Sachen überblickend, welche Frau Hartwig hereingebracht hatte, und in deren Mitte eine Flasche Klosterneuburger Strohweines prangte, an welcher mit Goldfaden ein Veilchenbukett befestigt war.

„Ja, der Herr Bruder versteht's,“ lobte die Tante Doras. „Da sieht man halt gleich, was ein Baron ist.“

Rasch war der Tisch gedeckt, und mit Behagen setzte sich das Geschwisterpaar. Die Veilchen aber dufteten in einer von Klementine herbeigeholten Vase auf dem Ehrenplatz, der Mitte des Tisches, über den sich zwei so frohe Gesichter neigten.

Ach, wie froh waren sie, diese so arm gewordenen Geschwister, froh, weil ein kleiner Lichtstrahl sich zeigte, weil Ernst jetzt vielleicht doch einen Schritt nach aufwärts getan hatte!

Klementine schwankte, ob sie dem Bruder jene häßliche Szene mit Tante Leona erzählen sollte, aber sie entschloß sich zu schweigen. Es wäre sonst wohl wieder zwischen ihm und Frau v. Lassot zu einem Zusammenstoß gekommen. Und Ernst hätte ihr ja doch nicht helfen können. Soweit dies möglich war, taten dies übrigens schon Freund Kern und Fräulein Vogel, Dora Hartwig und — Klementine mußte bei diesem Gedanken lächeln — Gustl, der Laufbursche. Es war also, bis bessere Zeiten kamen, schon auszuhalten, dieses fremde, geräuschvolle, ermüdende Leben im Warenhause, das sie einstweilen führen mußte.

Als man beim Nachtisch und dem tiefgelben, duftenden Süßwein angelangt war, holte Klementine Dora herüber.

Aber auch diese hatte Besuch. Ein hübscher, ernster

Mann, ihr Bräutigam Erich Link, Prokurist der Firma Gebrüder Bauer, war bei ihr. Klementine kannte ihn schon, und weil er ihr sehr sympathisch war, wollte sie, daß auch Ernst ihn kennen lerne.

Es gab also eine feierliche Vorstellung, und sie fiel zu aller Zufriedenheit aus. Die beiden Herren fanden Gefallen aneinander, und als sie spät Abends miteinander fortgegangen waren, sagte Klementine, Dora zärtlich umarmend: „Ich bin jetzt wieder ganz froh. Ernsts Kommen hat mich jene häßliche Szene leichter überwinden lassen, und nun habe ich auch noch das angenehme Gefühl, daß Herr Link und mein Bruder einen freundschaftlichen Verkehr eingeleitet haben, der Ernst sehr wohl tun wird.“

„Und Erich nicht minder,“ bemerkte Dora liebenswürdig. „Jetzt aber, Baronesse — pst! nicht abwinken, hier zwischen unseren vier Wänden sind Sie meine liebe, tapfere Baronesse — also jetzt, Euer Hochgeboren, ist es halb elf Uhr, und genau zwölf Stunden später wollen wir doch mit den Herren schon in Payerbach Gebirgsluft atmen. Ich denke also, wir sollten zu Bette gehen.“

„Also gehen wir schlafen. Ich trage nur noch das Geschirr in die Küche.“

Sonst pflegte ihr Dora derlei kleine Hausarbeiten abzunehmen, heute tat sie nichts dergleichen, schaute der Hinausgehenden schmunzelnd nach und steckte dann rasch den Brief, den Ernst ihr vorhin heimlich übergeben hatte, ans Kopfkissen von Klementines Bett.

Eine Viertelstunde später entdeckte diese ihn. Glücklich lächelnd drückte sie den Umschlag an die Lippen. Das waren so Ernsts liebe Einfälle. Sie ließ sich nämlich noch immer von Eugen in ihre alte Wohnung schreiben. Dort übernahm Ernst oder Frau Till die

Briefe und überbrachte oder schickte sie ihr — diese lieben, lieben Briefe, von denen ihr Herz lebte.

Auch dieses Schreiben machte sie glücklich, so warm, so voll Güte war es.

Der Schluß des Briefes aber entlockte Klementine heiße Tränen, so weh tat es ihr, daß sie ihrem Bräutigam nicht ihre ganze gegenwärtige Lage mitteilen durfte.

„Ich danke Gott," hieß es da, „daß unser lieber Ernst so schnell eine gute Anstellung gefunden hat. So brauche ich mir euch nicht in Armut, in wirklicher Not zu denken. Und was mich am meisten froh macht, ist der Gedanke, daß Du, mein Liebling, nicht in das rauhe Leben hinaus mußtest, denn, Herz, Du ahnst ja gar nicht, wie häßlich es da draußen ist. Immer habe ich tiefes Mitleid mit jenen Frauen empfunden, die ein trauriges Geschick zwingt, noch etwas anderes als Töchter, Schwestern, Gattinnen und Mütter zu sein. Dich im Kampf mit dem Leben zu wissen, das hätte ich auch nur unter bitteren Qualen ertragen, hätte es freilich noch eine Weile ertragen müssen, denn noch bin ich gebunden. Aber nur ein paar Monate noch — und ich bin ein freier Mann.

Wenn ich Dir dann auch nicht sehr viel werde bieten können, so viel wird es doch sein daß wir eine trauliche Existenz haben werden. Und das Wenigste mit Dir vereint wird mir viel mehr sein als der Überfluß allein. Die Sehnsucht nach Dir macht mich zuweilen ganz krank. Ich weiß nicht, wie ich die Zeit, die mich noch von Dir trennt, überstehen werde.

Schreibe mir nur recht oft. Deine Ruhe — ihr Frauen seid in trüben Zeiten immer ruhiger als wir — macht ja auch mich immer für eine Weile wieder ruhig.

Und nun, Du mein Liebstes, lebe wohl und sei tausendmal innig geküßt von Deinem Eugen."

Klementine drückte den Brief wieder an ihre Lippen.

„Wenn du wüßtest!" murmelte sie wehmütig lächelnd. „Ja — im Leben draußen ist es häßlich, recht häßlich! — Das weiß deine Klemi schon."

— — — — — — — — — — — — —

Eduard Schimmel war in übelster Stimmung heimgekommen. Also ein Fräulein Teck hatte ihm solch eine Niederlage bereitet! Er hatte den Namen ganz deutlich gehört. Nun, mit der würde er schon noch ein Wörtlein sprechen.

Der Montagabend traf ihn denn auch schon wieder in der Lindengasse. Vor dem Hause Nummer 15 wartete er schon seit halb acht Uhr. Dieses Haus stand mit den sieben anderen Gebäuden in der Mariahilferstraße und der Kirchengasse in Verbindung, in welcher die Firma Groß & Komp. ihre Geschäftsräume hatte. Ihre Angestellten durften, der notwendigen Kontrolle halber, das Warenhaus nur von der Lindengasse aus betreten und es auch nur in dieser Richtung wieder verlassen. Schimmel hatte sich darüber genau informiert.

Und nun stand er, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, den Kragen seines Winterüberziehers hochgestellt und mit dem Taschentuch vor Mund und Nase, in dem zugigen Flur, durch welchen dieses Fräulein Teck kommen mußte.

Es galt festzustellen, ob das junge Mädchen, das ihm gestern eine solch scharfe Lehre gegeben hatte, zu den Angestellten des Geschäftes gehörte. Wenn dies der Fall war, dann hatte Klementine, Baronesse v. Teck, einen erbitterten Feind mehr.

Und es war der Fall.

Zwischen drei Viertel auf acht und den folgenden fünf Minuten verlassen die in dem obersten Stockwerk arbeitenden Angestellten des Warenhauses ihre Arbeitsstätten. Es sind unter diesen sehr viele Mädchen: Maschinenschreiberinnen, Putzmacherinnen und Schneiderinnen und so manche andere Fräulein. Aber auch vielen Herren ist in dieser obersten Region ihre Tätigkeit zugeteilt. So kam es, daß Schimmels Gestalt den an ihm vorbeikommenden Mädchen nicht weiter auffiel.

Jetzt drückte er sich enger in seinen Winkel, preßte die Zähne aufeinander, und ein böser Blick fiel aus seinen Augen auf Klementine, welche mit Dora daherkam.

An ihrer anderen Seite ging ein junger Mensch. Der hübsche Bursche sah gerade jetzt mit schwärmerischem Ausdruck in Klementines Gesicht.

Dora Hartwig sagte eben lachend zu ihm: „Nun, Gustl, Sie Ritter ohne Furcht und Tadel! Fräulein Teck ist sicherlich sehr stolz, weil Sie in ihrem Dienst dem Fritz so übel mitspielten!“

„Na, der soll sich noch einmal rühren —“

Mehr hörte Schimmel nicht.

Die drei waren schon vorüber, und es gelang ihm nicht sogleich, ihnen wieder ganz nahe zu kommen. Auffallen wollte er jedenfalls nicht, und so mußte er sich also gedulden, bis er mit dem Strome der ins Freie Hastenden auf die Straße kam. Dort konnte er jedoch Klementine nirgends mehr entdecken.

„Tut nichts!“ brummte er grimmig. „Du entgehst mir nicht!“

Er rief einen Fiaker an und ließ sich zu Frau v. Lassot fahren.

Sechzehntes Kapitel.

Direktor Eichler und Ernst v. Teck saßen in des ersteren Arbeitszimmer einander gegenüber. Ernst hatte die Skizze gebracht, von welcher er zu Klementine gesprochen. Er erwartete jetzt das Urteil, das über seine Leistung gesprochen werden würde.

Es ließ sehr lange auf sich warten.

Wenn er nur wenigstens das Gesicht des alten Herrn hätte sehen können! Aber das befand sich hinter dem Karton, auf welchem die Zeichnung ausgeführt war.

Ernst atmete immer rascher. Seine Hoffnung schwand mehr und mehr, und mit ihr zerrannen die Luftschlösser, welche er auf sie gebaut hatte. „Arme Klemi,“ dachte er, „mit unseren Zukunftsplänen sieht's windig aus!“

Da sagte Eichler langsam: „Sie scheinen in der Tat nicht nur auf Ihrer Geige ein echter Künstler zu sein. Der Himmel hat Sie ja ganz besonders begnadet.“ Seine Hand streckte sich aus, und als Ernst die seinige hineinlegte, schlossen sich des alten Herrn Finger mit kraftvollem Druck um sie.

„Sie meinen also —“ stammelte Ernst.

Weiter kam er nicht. Ein Diener trat ein, überbrachte eine Visitenkarte und meldete: „Die gnädige Frau wartet im Wagen.“

Der Direktor nickte. „Natürlich führen Sie die Dame herauf,“ sagte er. „Ich erwarte sie schon lang.“

Der Diener eilte hinaus, um den Auftrag auszuführen.

„Eine liebe junge Freundin von mir,“ erklärte Eichler dem Baron, die Karte vor ihn hin legend.

Teck las: „Frau Anna Römer.“ Er verneigte sich stumm und erhob sich.

In diesem Augenblick trat eine sehr hübsche, sehr anmutige, in Trauer gekleidete Dame herein. Sie lächelte Eichler, der ihr entgegenging, liebenswürdig an und schüttelte kräftig seine Hand.

Ernst v. Teck starrte sie wie eine überirdische Erscheinung an. Der Eindruck, den sie auf ihn machte, war ein so mächtiger, daß er Mühe hatte, seine Fassung zu bewahren.

„Baron Teck!" stellte, ganz eigentümlich lächelnd, der Direktor vor. — „Frau Römer!"

Und noch immer lächelte der alte Herr, denn auch seine „liebe junge Freundin" war merkwürdig verwirrt. Eine tiefe Röte überzog ihr ganzes Gesicht.

Eichler faßte ihre Hand und führte sie zum Sofa. „Es freut mich herzlich, daß Sie gerade jetzt gekommen sind," sagte er, „habe ich doch dadurch Gelegenheit erhalten, Sie mit einem echten Künstler bekannt zu machen, der Ihnen vielleicht sich nützlich erweisen kann."

Die junge Frau schien sehr interessiert. „Meinen Sie wirklich?" fragte sie eifrig.

„Wenn nämlich der Herr Baron ebenso willig sein wird, sich in den Dienst Ihrer liebenswürdigen Laune zu stellen, als er fähig ist, diese Laune zur schönen Wirklichkeit zu machen."

„Wozu wäre ich wohl nicht willig, wenn ich Ihnen, gnädige Frau, damit zu dienen vermöchte!" rief Ernst feurig.

„Sie müssen nämlich wissen, lieber Baron, daß die gnädige Frau ihren Gemahl im vergangenen Frühling verloren hat," sagte Eichler erklärend. „Es wird Sie vermutlich auch interessieren, womit Sie der Dame dienen können?"

„Gewiß — gewiß!"

„Die gnädige Frau sucht nämlich nach einem Be-

rater und praktischen Helfer, der es ihr möglich macht, ihr Landhaus bis zum Frühling geschmackvoll zu renovieren. Der Betreffende muß natürlich auf verschiedenen Gebieten beschlagen sein. Nun, ein Künstler, ein echter Künstler ist ja immer auf den verschiedensten Gebieten zu Hause, und gerade Sie kennen ja aus Erfahrung die Licht- und Schattenseiten eines Landbesitzes und würden also besser als irgend jemand der gnädigen Frau zur Seite stehen können."

„Es wäre mir sehr lieb," warf Frau Römer mit einem bezaubernden Lächeln ein.

„Ich bin glücklich," beeilte Teck sich zu versichern, „in Wahrheit glücklich, wenn ich Ihnen irgendwelche Lasten abnehmen könnte. Aber Herr Direktor, Sie empfehlen mich da eigentlich recht leichtsinnig."

Eichler schüttelte den Kopf. „Ich bin genau unterrichtet, lieber Baron, und denke sehr hoch von Ihnen."

„Trotzdem ich so — so ganz heruntergekommen bin?" fragte Ernst bitter.

Mit großer Verwunderung schauten die klaren dunklen Augen der jungen Frau auf den Baron. Von dem vollen dunkelblonden, gutgehaltenen Haar angefangen bis zu den Spitzen der tadellosen Schuhe wanderten sie. Einfach vornehm sah er aus und nannte sich heruntergekommen!

„Ich gehöre nämlich zur Zeit einem Terzett an, das den Leuten Abends aufspielt," erklärte Ernst noch herber als bisher.

„Da dürfen Sie nicht bleiben!" sagte die junge Frau merkwürdig heftig. „Ich — ich —"

Sie kam vor Verlegenheit nicht weiter.

Da nahm Eichler rasch das Wort. „Nein, lieber Baron," rief er, „in Ihrer jetzigen Stellung dürfen Sie tatsächlich nicht bleiben. Die war für die Zeit

der Not vielleicht gut genug, aber ich hoffe, diese Zeit ist für Sie vorüber. Frau Römer wird Sie ‚entdecken‘, Sie werden ihre Villa so reizend umgestalten, daß sich immer wieder künstlerische Arbeit für Sie finden wird. Nebenbei werden Sie sich weiterbilden und so Ihren tiefsten Herzenswunsch erfüllt sehen.“ Er hatte sich erhoben und den Karton herbeigeholt. Jetzt stellte er ihn vor Frau Römer auf. „Da sehen Sie selbst, ob er ein Künstler ist!“ rief er lebhaft.

Die schönen Augen der jungen Frau wanderten aufmerksam prüfend über die reizende Komposition. Sie stellte den Rahmen eines Spiegels vor. Von dem glatten, unten grünen, nach oben hin blaßblau werdenden Holze hob sich an den zwei kurzen senkrechten Seiten plastisch dargestelltes Schilf in natürlicher Farbe ab. Weit hinein meinte man zu schauen in einen klaren See, über dem der Himmel blaute, und der ringsum eingefaßt war von dichtem Schilf. Den unteren Rand des Rahmens schmückten, ebenfalls über ihn hinausragend, weiße Seerosen mit ihrem glänzenden grünen Blattwerk, aber auch hier ragten einzelne Schilfhalme und Blüten in den Spiegel hinein. Die an und für sich ja naheliegende und einfache Idee war perspektivisch so meisterhaft, so lebenswahr und so anmutend ausgeführt, daß man das immer deutlicher hervortretende Entzücken der jungen Frau recht wohl begriff.

„Das ist ja wunderschön!“ sagte sie, sagte es ganz leise und noch gefangen genommen von dem ganz eigentümlichen Reiz des Dargestellten und der Darstellung.

Ernst lächelte glücklich und dankbar. „Gnädige Frau,“ sagte er, sich ihr entgegenneigend, „ich bin in der Tat glücklich, weil Ihnen meine Idee gefällt. Ich

habe mir den Spiegel in einem resedengrünen Gartenzimmer gedacht, das die Aussicht auf ein wirkliches Wasser gewährt."

„Also direkt für mein Lieblingszimmer haben Sie komponiert?"

„Ich beschrieb eigentlich meinen Lieblingsraum daheim auf Wellhof." Er seufzte. „Der Besitz gehört freilich nicht mehr mir."

„Mein Gut heißt Mieringen — und ich würde viel darum geben, wenn ich auch kein Recht mehr darauf hätte."

Auch die junge Frau seufzte. Dann schlossen sich ihre feingeschweiften Lippen so fest, als wollten sie sich nichts weiter entschlüpfen lassen.

Es gab also auch im Sein dieser Frau Bitternisse!

„Ob sie mit dem Leben oder mit dem Sterben ihres Mannes zusammenhängen?" zuckte es durch Tecks Kopf.

„Werden Sie also den Baron mit Mieringen bekannt machen?" setzte Eichler das Gespräch wieder fort.

Frau Römer fand bald ihre Freundlichkeit wieder, und nach kurzem Hin- und Herreden war rasch ausgemacht worden, daß Teck am zweitnächsten Tage Frau Römer in ihrer Stadtwohnung abholen solle, um mit ihr nach ihrem im Wiener Wald gelegenen Gute zu fahren.

— — — — — — — — — — — — —

Als Ernst v. Teck zur bestimmten Stunde bei Frau Römer vorsprach, war diese bereits zur Fahrt gerüstet, und schon wenige Minuten später saß er neben ihr in dem mit grauem Atlas ausgeschlagenen Wagen.

„Sie haben doch nichts dagegen, daß wir die Fahrt im Wagen machen?" bemerkte errötend die junge Witwe. „Es dauert wohl etwas länger, aber ich fürchte

heute den Temperaturwechsel bei einer Bahnfahrt. Ich bin ein bißchen erkältet."

Ernst errötete merkwürdigerweise ebenfalls. Er hatte nichts dagegen, daß er für längere Zeit dicht neben ihr sitzen mußte, nicht das mindeste hatte er dagegen, ihre Gegenwart nun länger fühlen, ihr feines Parfüm nun länger einatmen zu dürfen. Er fand sogar, daß der Kutscher die Pferde zu einer ganz unvernünftigen, den edlen Tieren ganz bestimmt nicht zuträglichen Eile antrieb.

Sie hatte unterwegs vieles zu fragen. Und er hatte auch sehr, sehr viel zu fragen und vergaß darüber alles. Er vergaß seine trübe Lage, er vergaß die ganze, schreckliche Unsicherheit seiner Zukunft.

Da hielt der Wagen schon, und eine hagere alte Person öffnete den Schlag. Sie warf einen lauernden Blick auf Ernst und sagte: „O je! Einen jungen Maler hat sich die Gnädige ausgesucht!"

Über Frau Annas Gesicht flog eine brennende Röte. „Kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen!" sagte sie streng. „Sie haben doch dafür gesorgt, daß der Herr Baron und ich warme Zimmer finden?"

Jungfer Rosalie, die langjährige Wirtschafterin des nun verstorbenen Privatiers Benedikt Römer, fuhr erschrocken zusammen und ging in großem Ärger hinter der jungen Frau her, der sie, die bis zu ihres Herrn Verehelichung fast unbeschränkte Gebieterin auf Mieringen gewesen, hatte weichen müssen, weil ihr Gebieter plötzlich sein Herz entdeckt und darüber seinen Magen vergessen hatte.

In einem großen, mit wenig zusammenpassenden Möbeln überladenen Salon legte Frau Anna seufzend ihren Muff und ihren Pelzkragen ab und sagte: „Sehen

Sie, lieber Baron, dieses Weib ist ein Stück meiner jüngsten Vergangenheit. Sie repräsentiert sozusagen die Menschengattung, in welcher ich die zwei letzten Jahre meines Lebens zubrachte." Dann ging sie ans Fenster und starrte stumm hinaus.

Erst nach einer langen Pause trat er zu ihr. „Ihre Ehe war also eine erzwungene?" fragte er rauh.

Sie sah den Erregten schüchtern an. Beide hatten ganz vergessen, daß er durchaus kein Recht zu dieser Frage und sie keine Pflicht zu antworten hatte. Aber sie antwortete doch.

„Ja," sagte sie leise und mit leidvollem Lächeln, „es war eine von der Not und von der Kindesliebe mir aufgenötigte Ehe. Sie wurde mir zum Martyrium, wiewohl Benedikt, der Himmel vergelte es ihm, so gut, als es ihm eben möglich war, zu mir und meinem alten, teuren Vater blieb."

„Um Ihres Vaters willen haben Sie diesen Mann also geheiratet?" Man sah es Teck an, daß ihm merklich leichter ums Herz wurde. „Und wie lange ist er schon tot?" setzte er sein seltsames Examen fort. „Sie tragen ja noch Trauer."

„Auch im Herzen. O, glauben Sie mir, auch im Herzen trauere ich um vieles," erzählte sie leise. „Zwei Monate nach meiner Verheiratung starb mein Vater, genau ein Jahr danach mein Mann. Ich bin also aus dem Traurigsein und dem Trauern seit diesen letzten zwei Jahren gar nicht herausgekommen. Und selbst um meinen Mann trauere ich, nur daß ich nicht trauere um sein leibliches Ende, denn das war mir Erlösung, aber traurig bin ich, weil seine Seele, um die sich Gut und Böse wild kämpfend stritten, keine Zeit mehr fand, sich ganz dem Guten zuzuwenden."

„Es gibt also doch Engel auf Erden!" sagte lächelnd

der junge Schwärmer, ihr tief in die Augen blickend. Er wollte noch etwas sagen, kam jedoch nicht dazu, denn Rosalie kam herein und meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei.

„Sie haben doch auch für den Herrn Verwalter gedeckt?“ fragte Frau Römer.

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ich wünsche, daß auch Sie bei uns bleiben, denn es ist nötig, daß Sie über die Veränderungen, die ich vorhabe, unterrichtet sind. Legen Sie also auch für sich ein Gedeck auf.“

„Aber gnädige Frau —“

„Tun Sie nur, wie ich sagte.“

Die Wirtschafterin schien plötzlich wie umgewandelt. Mit vielen Dankesbezeigungen entfernte sie sich.

„Jetzt wird sie Sie in Ruhe lassen, lieber Baron,“ meinte Frau Anna lächelnd. „Sie gehört zu denen, die in alles eingeweiht sein wollen, die man nicht übersehen darf, wenn man nicht ihre Bosheit auf sich lenken will.“

„Gnädige Frau wissen die Menschen zu behandeln.“

„Zuweilen habe ich damit Glück. — Aber jetzt, Baron, gehen wir hinüber. Mir ist kalt — mir wird es nämlich immer kalt, so oft ich hierher komme, so oft ich die alte Einrichtung sehe.“

Im behaglich durchwärmten Speisezimmer, das aber auch ganz im Geschmack eines reichen Emporkömmlings eingerichtet war, wartete schon ein älterer Herr auf Frau Römer, die ihm herzlich die Hand reichte.

„Herr Stegmüller,“ stellte sie ihn dem Baron vor, „der einzige Mensch auf Mieringen, mit dem ich immer sympathisiert habe.“

Vor der Tür klirrte Geschirr. Jungfer Rosalie war wieder im Anzuge.

Gerade als sie, begleitet von einer jüngeren Dienerin, allerlei feine Zukost auf den Tisch stellte, sagte Frau Anna, die Vorstellung beendend: „Und hier, lieber Stegmüller, habe ich mir einen Berater und Helfer mitgebracht. Baron v. Teck wird die Güte haben, demnächst auf ein paar Tage hierher zu kommen, um das Haus und auch den Park zu studieren und Pläne für die notwendigen Veränderungen zu machen. Direktor Eichler hat ihn so weit für mich und mein Anliegen zu interessieren gewußt, daß der Herr Baron versprochen hat, mir beizustehen. — Aber da sind ja Ihre berühmten Hachés, liebe Rosalie. Die müssen wir warm genießen! Bitte, Herr Baron! Bitte, lieber Stegmüller! — So — und nun, Rosalie, schenken Sie uns den Tee ein."

Schließlich wurden alle ziemlich lebhaft, und als man dann, immer noch zu vieren, die Wanderung durch das Haus begann, waren alle mit vielem Interesse bei der Sache.



Siebzehntes Kapitel.

Schimmel stand vor dem Hause Wickenburggasse Nummer 6. Es war spät am Abend, und der Hausmeister, auf den zehnten Stundenschlag der Alserkirchturmuhr wartend, trat unter das Tor, um mit dem Schlage zu schließen.

Als er den Fremden in das Haus treten sah, fragte er erstaunt: „Zu wem wollen Sie denn noch gehn?"

„Zu Frau Kleins Mäderl. Ich bin der Doktor. Sie wissen wohl, daß das Kind krank ist?" antwortete Schimmel mit großer Sicherheit.

Der Hausmeister nickte. „Freilich weiß ich's. Aber daß man zwei Doktoren braucht, das hab' ich nicht g'wußt."

„Nun, jetzt wissen Sie's. Also halten Sie mich nicht auf, lieber Freund. Geht es da zu Frau Klein hinauf? Ich hab' ihren Brief mit der genauen Adresse nicht bei mir."

„Ja, bitt' schön. Da hinauf geht's. Im dritten Stock, Tür 15, wohnt sie."

„Danke. Und hier ist gleich mein Sperrgeld. Ich werde nämlich nicht so bald wieder herunterkommen, denn ich muß das Kind genau untersuchen."

Schimmel hatte schon ein Guldenstück in der Hand, aber er ließ es in die Börse zurückgleiten und gab dem Hausmeister nur eine Krone. Der Besuch, den er in seiner Ungeduld durchaus noch heute machen wollte, wäre ihm ja zehn Gulden wert gewesen, allein das brauchte niemand zu wissen.

Der Hausmeister war auch so schon sehr befriedigt, er zeigte sich jetzt außerordentlich artig, begleitete den „Herrn Doktor" bis in das Treppenhaus und versicherte, daß er ihn beim Fortgehen nicht werde warten lassen.

Zwei Minuten später stand Schimmel vor der Tür Nummer 15 und läutete.

Das Guckloch wurde geöffnet, und eine Frauenstimme fragte: „Wer ist's?"

Schimmel sagte leise: „Öffnen Sie ohne weiteres! Ich bin von der Polizei."

Drinnen fiel ein Glas zu Boden und zersplitterte. Gleich darauf tat sich die Tür auf.

Die Klein, in einem schmutzigen, auffallenden Schlafrock, den vermutlich früher eine Theaterdame getragen hatte, starrte ganz blaß vor Angst den späten Besucher an. Sie wollte eine Frage tun, trat jedoch, nach einem kurzen Moment der Überlegung, in das kleine Vorzimmer zurück, wohin Schimmel ihr folgte. Sie ließ es auch geschehen, daß er die Tür absperrte

und die Scherben des Glases, das ihr vor Schreck aus der Hand gefallen war, mit dem Fuße zur Seite schob.

„So,“ sagte Schimmel gemessen, „jetzt gehen wir hinein. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Sein Ton, sein Blick zwangen sie, ihm zu gehorchen. Sie ging ihm voran in ein ganz elegant möbliertes Zimmer, dem freilich die Unordnung, welche darin herrschte, einen fatalen Stempel aufgedrückt hatte. Auch waren so vielerlei Überflüssigkeiten darin, daß es mehr einem Galanterieladen als einem Wohnzimmer glich.

Nachdem Schimmel rasch seine Blicke durch den Raum hatte gleiten lassen, ließ er sich in einem der zwei rotsamtenen Sessel nieder, die bei einem Tischchen standen, und wies auf den anderen Sessel.

Die Klein sank wortlos darauf nieder.

Er schaute eine Weile in ihr von der Hängelampe scharf beleuchtetes Gesicht, dann nickte er ihr vertraulich zu. „Wenn Sie gescheit sind, brauchen Sie sich vor mir nicht zu fürchten,“ begann er, „und ich nehme an, Sie werden gescheit sein.“

Die Frau atmete auf. „Was wollen Sie denn? Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte sie lauernd.

Schimmel beantwortete beide Fragen nicht, sondern stellte eine dritte. „Wie heißt der Doktor, der Ihre Gretl behandelt?“

„Warum interessiert Sie denn das?“

„Antworten Sie.“

„Diermayer heißt er.“

„Na also, Diermayer. Und ich selbst werde als Doktor Sturm — der Name ist ja leicht zu merken — von nun an öfters kommen, angeblich auch der Gretl wegen. Sie ist ja ein kränkliches Kind. In Wahrheit freilich komme ich zu Ihnen.“

„Aber warum denn? Und woher wissen Sie, daß meine Gretl krank ist?“

„Das brauchen Sie gar nicht zu wissen. Jedenfalls bin ich ein Mann, der Ihre Vergangenheit kennt, meine liebe Streit-Kathi oder, wenn Sie lieber wollen, Isabella Estalba. Mir und gar erst Ihnen kommt es ja auf ein paar Namen mehr oder weniger nicht an.“

Die Klein, welche ein bißchen von ihrer Frechheit zurückgewonnen hatte, knickte wieder zusammen und schaute den ihr Unbekannten, der aber so viel von ihr selbst wußte, scheu an.

Schimmel, der die junge, mollige Frau recht hübsch fand, ließ sich Zeit, sie recht eingehend zu betrachten.

Das gab ihr wieder einen gewissen Mut. Wenn ein Mann ein derartiges Interesse verrät, dann hat das Weib, welches es ihm einflößt, schon halb und halb gewonnenes Spiel. Das wußte auch die Klein, welche ihre großen Augen spielen zu lassen begann. „Ich bitte Sie jetzt, mir endlich zu sagen, wer Sie sind,“ bat sie, sich das Haar zurückstreichend, damit der weite Ärmel zurückfallen und ihren weißen, schöngerundeten Arm enthüllen konnte.

Schimmel rückte näher. „Auch für Sie selbst bin ich der Doktor Sturm,“ antwortete er, nach ihrer Hand greifend, „der sich für Sie interessiert und Ihnen gewogen bleiben wird, wenn Sie klug sind.“

Sie entzog ihm ihre Hand und sagte kühl: „Ich werde meinen Mann von Ihrem Besuche unterrichten.“

Schimmel lachte. „Der ist doch bis Ende Februar aufgehoben!“

„Sie wissen auch das?“ murmelte die Klein auffahrend.

„Freilich. Auch daß er schon zum dritten Male in Stein ist.“

„Der Arme!"

„Wie Sie schon zweimal in Neudorf waren."

Die hübsche Frau senkte die Augen, aber nicht für lange; gleich danach schlug sie sie merkwürdig langsam wieder auf. Es war das eines ihrer beliebtesten Kunststücke Männern gegenüber, welche sie fangen wollte und welche nicht abgeneigt waren, sich fangen zu lassen.

Der alte Schimmel fand das Kunststückchen sehr nett. „Ich werde Ihnen also nichts tun," versicherte er eifrig, „aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie vorsichtiger sein müssen."

„Wieso?"

„In den Geschäften, die Sie mit Ihren Kindern besuchen."

Die Klein wurde kaum verlegen. Sie wußte ja schon, daß er ihre Vergangenheit kannte, diese Vergangenheit, die nicht schlimmer war als ihr gegenwärtiges Leben. „Warum vorsichtiger?" fragte sie. „Man hat uns ja nicht bemerkt, sonst hätte man uns doch längst festgesetzt."

„Es hat Sie dennoch jemand beobachtet."

„Und warum hat er sich dann nicht gerührt?"

„Er hatte seine Gründe."

„Wo hat er uns beobachtet?"

„Das brauchen Sie nicht zu wissen. Jedenfalls hätte es keinen Sinn, wenn Sie leugnen wollten, daß Sie mit Hilfe der Kinder Ladendiebstähle ausführen."

Trotzig die Unterlippe vorschiebend, lachte das Weib kurz auf. „Leugne ich es vielleicht?" fuhr sie Schimmel an.

„Es wäre auch nutzlos, außer — Sie würden dieses rentable Geschäft von jetzt an aufgeben."

„Vielleicht gebe ich es auf."

„Fällt Ihnen ja gar nicht ein."

„Das wissen Sie nicht."

„Noch nicht — aber ich werde es wissen."

„Sie sind Detektiv?"

„Halten Sie mich wofür Sie wollen, aber seien Sie sicher, daß Sie von dieser Stunde an wohlbewacht sind."

„Und warum?"

„Weil ich Sie in meiner Gewalt haben will."

„Warum das?"

„Weil ich Ihre Talente in meinen Dienst stellen will, oder vielmehr in den Dienst einer anderen Person, deren Vertreter ich bin."

„Noch haben Sie mich nicht in der Hand!" entgegnete die Klein.

„Wovon leben Sie eigentlich, schöne Frau? Sie und Ihre zwei süßen Kinderchen? Sie sind als Kleidermacherin angemeldet und nähen tatsächlich zuweilen. Für wen? Wie viel? Darum kann die Polizei sich natürlich nicht kümmern, kann überhaupt nur darauf achtgeben, ob Sie sich nicht abermals gegen die Gesetze vergehen. Ihr Mann ist, sobald er in Freiheit ist, für die Welt und für die Polizei Häuseragent. In Wahrheit lebt er vom Taschendiebstahl, was übrigens ein gar nicht so schlechter Beruf ist, wie ich aus dem ziemlich eleganten Nestchen ersehe, das Sie hier bewohnen. Sie halten sich zwar keine Magd, aber sonst lassen Sie sich sichtlich nichts abgehen."

„Sollen wir etwa Hunger leiden?" warf die hübsche Frau ein.

„Nun, das mutet Ihnen niemand zu," entgegnete Schimmel gemütlich. „Das ist auch gar nicht notwendig bei Ihrem Talent. Da Sie das aber in Anwendung bringen müssen, wenn Sie ebenso gemächlich weiterleben wollen wie bisher, so habe ich nicht nur

Sie, sondern auch Ihren Mann in der Hand — das sehen Sie doch ein? Und somit sind wir an dem Punkt angekommen, an welchem ich Sie haben will, und nun können wir über das Geschäft reden, welches Ihnen vorzuschlagen ich hierher gekommen bin, und welches Sie ausführen werden."

„Wissen Sie das so ganz gewiß?"

Er lächelte beängstigend sanft. „Muß ich wieder von vorn anfangen?" fragte er. „Habe ich Ihnen denn umsonst Ihre Lage auseinandergesetzt? Sind Sie so schwer von Begriff?"

„Na, dann reden Sie endlich! Was soll ich tun?" schrie sie ihn an.

Er war beleidigt und sagte deshalb jetzt sehr kühl: „Sie werden eine junge Dame, eine Baronesse, welche sich derzeit als Angestellte in einem großen Geschäftshause befindet, dort unmöglich machen."

„Wie soll denn das geschehen?"

„Sie werden in dem betreffenden Geschäftshause irgend eine Handlung ausführen, welche auf das Konto der jungen Dame kommt, und für welche diese ihre Ehre und ihren Posten verliert."

„Diese junge Dame hassen Sie wohl?"

„Ich?"

„Ja, Sie! Ihr Gesicht sagt es, und Ihre Augen sagen es und Ihre geballten Hände."

„Nun ja, auch ich hasse dieses hochmütige Geschöpf."

„Sie brauchen sich meinetwegen keine Gewalt anzutun," spöttelte die Klein. „Rollen Sie immerhin die Augen und fuchteln Sie mit den Fäusten herum, mich ängstigt das gar nicht. Aber eines weiß ich jetzt: die Betreffende hat Sie beleidigt. Habe ich recht?"

„Recht haben Sie, aber nicht nur deshalb soll sie büßen."

„Was soll sie denn noch büßen?“

„Seien Sie nicht zu neugierig.“

„Aber ich muß doch wissen —“

„Nichts müssen Sie wissen, als was ich Ihnen sagen werde. Also: ein Mädchen, das sich ohne Zweifel tadellos aufführt, muß bei seiner Umgebung in Mißkredit gebracht, die Achtung, die man vor ihr hegt, planmäßig untergraben werden. Dazu lasse ich Ihnen und mir — denn ich werde mitarbeiten — etwa vierzehn Tage Zeit. Dann aber muß der Hauptschlag geführt werden.“

„Soll vielleicht etwas abhanden kommen?“

„Da Sie auf diesem Felde am sichersten arbeiten, so soll also etwas abhanden kommen. Es wird sich schon etwas finden, dafür sie einzustehen hat, und das Sie verschwinden lassen können. Augenblicklich kenne ich freilich noch nicht den Wirkungskreis der Betreffenden, aber in jedem Wirkungskreis kann man gegen die Ehrlichkeit sündigen. Mir ist nicht bang. Wir werden schon etwas finden, was diese hochmütige Klementine verdirbt.“

„Also Klementine heißt sie? Und sie ist sicherlich hübsch, sonst wären Sie jetzt nicht in solch wildem Haß hinter ihr her. Sie sind zweifellos sehr temperamentvoll.“

„Lassen Sie mich aus dem Spiele!“ knurrte er, ihren spöttischen Blick mit einem zornigen erwidernd.

Da stand sie auf, holte vom Spiegeltisch, der zwischen den Fenstern stand, eine Schachtel Zigaretten, zündete eine an und steckte sie ihm, verführerisch lächelnd, in den Mund, worauf sie sich mit kecker Grazie ebenfalls bediente.

„So — Alterchen! Jetzt können wir über Ihre geliebte Feindin plaudern,“ sagte sie, sich behaglich in

ihren weichgepolsterten Sessel drückend. „Geben Sie mir also das Rezept, wie man tadellos sich aufführende junge Damen zu Diebinnen macht.“

Die beiden redeten danach wohl eine Stunde lang über das, was geschehen sollte.

Als Schimmel die Wohnung der Klein verließ, stand unten bereits der Hausmeister mit der Laterne. „Na, das war ja eine gründliche Untersuchung!“ sagte er brummig, wurde jedoch sogleich wieder höflich, denn Schimmel hatte ihm abermals eine Krone in die Hand gedrückt.

Eine Minute später stand Eduard Schimmel unter dem freien Himmel.

Er atmete tief auf. „Drei Fliegen auf einen Schlag,“ sagte er laut vor sich hin. „Jetzt bin ich der Herr der alten Lassot, der Herr dieser netten Klein da oben und werde auch noch dein Herr sein, du hochnäsige Aristokratin!“

Und er sah dabei ganz deutlich Klementine Tecks blasses Gesicht vor sich und ihre Augen, aus denen ihn der Ekel anblickte.

„Dein Herr — dein Herr!“

Die Zähne aufeinanderpressend, ging er eilig weiter.

(Fortsetzung folgt.)





Die rechte Behandlung.

Eine wahre Geschichte. Von Franz Wichmann.

Mit Illustrationen
von Richard Mahn.



Der Heider Siml stand wieder da, wo er seit einiger Zeit alle Tage stand, nämlich vor dem Kammerfenster der Zenzi. Es war aber nicht etwa beim traulichen Abenddämmern, noch bei verschwiegener Nachtzeit, sondern es lachte heller Morgen. Da konnte er nämlich am sichersten sein, die Schmidhofers Tochter zu treffen, wenn sie nach der Weide hinüber zum Melken ging.

Es währte auch nicht lange, so öffnete sich die hintere Tür, und die Zenzi trat heraus, den Milchkübel in der Hand. Über das dichte Blondhaar hatte sie ein Tuch geschlagen, und den Rock geschürzt. Ihr frisches Gesicht verzog sich unwillig beim Anblick des Burschen.

„Grüß Gott, Zenzl," sagte der etwas unsicher.

Sie erwiderte den Gruß gar nicht. „Hast schon in aller Fruah nix anders z' tean, als z' gaffen?"

Das klang wenig ermutigend. Aber der Siml war solche Ansprachen schon gewohnt, und heute wollte er tapfer sein. „Dö Weiberleut san g'spaßig—je schiacher sie tean, desto lieber ham s' einen," hatte ihm der Dorfbader gesagt, den er um seinen Rat gefragt. Und Zenzis Stimme, so scharf sie klang, tönte ihm also wie liebliches Geläut in die Ohren, denn der Bursche war höllisch verliebt in das Schmidhofer-Dirndl.

„Dö Knecht' tean ihre Arbeit aa ohne meiner."

„A Schand is's, wann der Bauer net selber Hand anlegt."

„Bei dir leget i schon Hand an, wann i dürft'," lächelte er dumm-pfiffig. „Soll i dir net 'n Millikübel tragen?"

„Dank' schön — i brauch' dei Hilf' net. Tua mei Sach' schon selber. Und für di hab' i ka Zeit."

„Is net recht, wann si der Mensch allweil plagt. Kunnt'st es besser haben, Dirndl."

„Wüaßt net, wia?"

„Wann d' heiraten tat'st."

Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte hell auf. „Müßt' halt erst der Rechte komm'n."

„Wann er aba schon da waar —".

Sie sah ihn groß an. „Willst gar an Kuppler machen! Hat di eppa der Erlhofer Toni g'schickt?"

„Demsel'n vergunnet i di net."

„Du?" Wieder lachte die Zenzi laut auf. „I glaub' gar, di hat's selber."

Entschlossen trat er einen Schritt näher und ergriff ihre Hand. „Ja, Dirndl, packt hat's mi — d' Liab' zu dir."

Sie schüttelte den Kopf, als zweifle sie an seinem Verstande. „Hast net allweil 'tan, als seist zu gut zum Heiraten, hast net im Wirtshaus über alle Madeln im Dorf g'schimpft?"

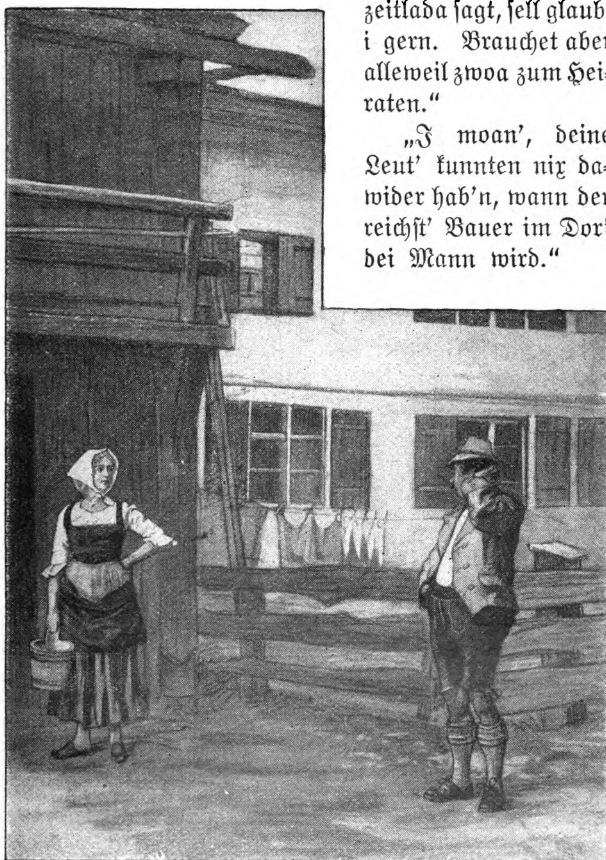
„Diemalen hab' i s' halt no net kennt. Du bist no a kloans Madl g'wen. Jetzt aba bist groß und stark. Und schau, Zenzl, i hab' di halt gar so gern."

Energisch riß sie ihre Hand aus der seinen. „Wann i dir aba sag', daß i di net mag!"

„Nacha war's freili g'fehlt. Aba sell glaub' i net. Seit mei Vata g'storb'n is, wird mir's oanschichtige

Leb'n auf'm Haldenhof zu dumm. Und — g'heirat' muaß do amal sein, sagt da Bada."

„Daß dös da Hochzeitlada sagt, sell glaub' i gern. Brauchet aber alleweil zwoa zum Heiraten."



„I moan', deine Leut' kunnten nix dawider hab'n, wann der reichst' Bauer im Dorf dei Mann wird."

„Tuast scho wieda protz'n mit dei'm Geld? Mirk dir's: verkaufa lass' i mi net. Aa von meine Leut'

net. Wann i heirat', nacha g'schieht's aus mein'm eigenen Will'n."

„Sei doch net gar so harb!" meinte der Siml kleinlaut. „Schau, i taat' dir ja jed'n Wunsch erfüll'n. Wann i nur heut geg'n Abend an dei Fensta kemma dürft'."

„Kemma kannst scho und heraußen bleib'n aa. Der Weg zu mein'm Herzen geht am Altar vorbei und net durchs Fensta."

Die letzten Worte belebten wieder seinen Mut. „Nacha darf i do a wengerl hoff'n?"

„I sag' net naa und net ja. Frag a anders Mal wieder nach. So a Sach' will überlegt sein. Und jetzt hab' i daderzu ka Zeit."

Damit wandte sie ihm den Rücken und schritt der am Waldsaum gelegenen Weide zu.

Der Haldenhofer Siml blickte ihr triumphierend nach. Der Hinweis auf seinen Reichtum hatte offenbar gewirkt. Dem Bader-Sepp sein Rat war doch nicht übel. Die fünfzig Mark, die er ihm versprochen, wenn die Heirat zu stande kam, reuten ihn nicht. Der verstand sich auf Herzenssachen, denn genau wie er angegeben, hatte er zur Zenzi geredet.

Das war beim Siml nicht weiter zu verwundern. Aus sich selber tat er nie einen Schritt, und wenn nicht die ganze Verwandtschaft ihm zugeredet, sich endlich eine Frau zu wählen, hätte er nie ans Freien gedacht. Von Haus aus ziemlich beschränkten Geistes, fürchtete er sich in Wahrheit instinktiv vor den Weibern, und nur, um das zu verbergen, tat er vor den anderen hochmütig, als sei ihm keine gut genug. Die Zenzi schien ihm die einzige, die den Männern nicht nachstellte. Das gefiel ihm von ihr, und da auch der Bader das Mädchen als ein Muster aller Tugenden pries,

redete er sich schließlich ein, in das Dirndl verliebt zu sein. Mußte doch einmal in den sauren Apfel gebissen werden, dann am liebsten in diesen, der ja sauber und appetitlich genug aussah.

* * *

Es war kein Zufall, daß, als der Schmidhofer sich nach der Morgensuppe jenseits des Baches zum Futterschneiden begab, er auf der Brücke dem Bader begegnete.

„Was meinst, Sepp, wird's wieder Regen geb'n?" sagte er, zum blaugrauen Himmel emporblickend.

„Regen oder Sunnschein," lächelte der Bader vielsagend, „Enk kann's glei sein. Ös sitzt's ja für alle Zukunft im Trocknen."

„Was willst damit sagen?" fragte der Bauer erstaunt.

„Wann halt da reiche Siml Enka Schwiegersohn wird!"

„Dadervo woaß i ka Wörtl."

„Aba i woaß 's. Mir hat da Haldenhofer alles anvertraut."

„Daß er mei Zenzl gern siecht?"

„Grad' narret valiabt is er ins Dirndl."

„Kruzitürken! Und uns hat s' no gar nix davon g'sagt!"

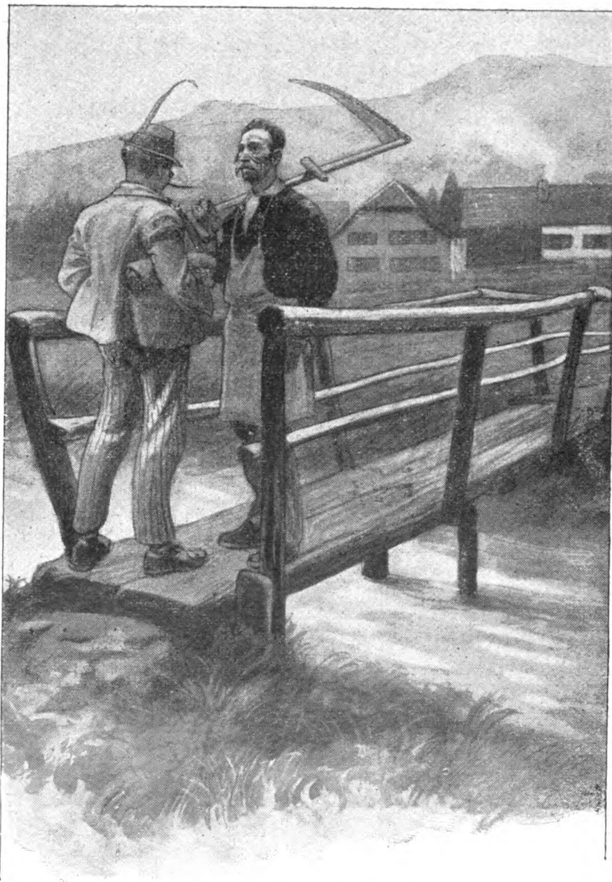
„'leicht hat er no gar net mit ihr selber g'red't. Da Siml traut si halt net. Aba wann i eahm Muat machet —"

„Dös, wannst d' kunnst! Sepp, woaßt, i bin net auf dere geizig'n Seit'n. Wann i wieder metzger', soll dö halbe Sau dein sein."

„O mei, dö reicht net lang."

„Und wann d' Sach' zu stand' kommt, nacha gib i dir a Markl fufziger obendrein."

„Sell laßt si hör'n.“ Das Gesicht des Baders glänzte. Hundert Mark und eine halbe Sau — und



was sonst noch für den Hochzeitlader absiel, das war ein gutes Geschäft. „Auf mi derfst zähl'n, Schmid-

hofer. Wann i 'n Siml triff, red' i eahm scho zua. 'leicht, daß er heut no um die Zenzl anhalt't."

„Heut no, Kruzitürken, da muaß i glei mit der Bäuerin red'n, daß d' Zenz ka Dummheit'n net macht. Dö Weiberleut' verstenga si am besten auf solchene Sachen. Pfüat di Gott, Seppl!"

Hastig kehrte der Schmidhofer nach seinem Hause zurück.

* * *

„Da verzählst mir nix Neues," meinte die Schmidhoferin selbstbewußt, als der Bauer seinen Bericht beendet.

„Nacha hat 's Madl dir scho g'standen, daß —"

„G'standen net, abe g'hört hab' i all's hinterm Haustor, wia da Siml ihr an richtig'n Liebesantrag g'macht hat."

„Und d' Zenz hat ja g'sagt?"

„No net. Überleg'n will sie sich's halt."

„Kruzitürken, was is da no zum Überleg'n! Is dös Dirndl spinnet word'n? Grad' derschlag'n kunnt' i's!" rief der Schmidhofer außer sich, mit geballter Faust auf den Tisch schlagend.

„Nacha taat' s' aa net Haldenhoferin werd'n."

„Hat s' ebba an andern gern?"

„Sell wüßt' i net. Aba da Siml is halt so arg dumm —"

„Dumm oder net. Geld hat er wia Heu. Und nehma muaß 'n."

„Sell moan' i aa. Aba g'scheit muaß ma's anfang'n. Woaßt's eh, dös Dirndl hat an eignen Kopf. Wann s' mirkt, daß wir für 'n Siml san, nacha schlagt s' 'n grad' aus."

„Recht hast," seufzte der Bauer. „Widersprech'n

tut s' scho für ihr Leben gern. Aba was fanga ma nacha an? Da Siml ka heut no kemma!"

„Mei, da is mir net bang. Nur richti behand'ln muß ma dö Sach'."

„Wia willst na dös macha?"

„Sell wirst scho seh'n. Auf so was versteh' i mi. Aba daß du ma nix dreinred'st — dös sag' i dir! — Still, i glaub', d' Zenzl kimmt hoam. Jetzt werd'n ma glei seh'n, was dö Uhr bei ihr g'schlag'n hat."

Im nächsten Augenblick trat schon die Tochter mit frisch geröteten Wangen in die Stube und kicherte still vor sich hin.

„Was hast denn zum Lachen?" fragte die Bäuerin, ihrem Manne einen Wink gebend, sich auf die Ofenbank zurückzuziehen.

„O mei, Muatterl, mi freut's halt, wann i dran denk'. So arg g'spaßig war's. Ös wißt's ja net, wer mir heut fruah begegnet is."

„A sauberer Bursch — kann mir's scho denk'n," meinte lauernd die Bäuerin.*)

„Sauber is er grad' net, aba arg dumm. Und so dalket hat er g'schwätzt!"

„Von wem red'st denn?"

„Vom Haldenhofer-Siml. Heirat'n möcht' er."

„Dös is do nix zum Lach'n."

„Aba mi, Muatterl, mi! Der Siml mi! Richti antrag'n hat er mir's. Grad' auf der Stell' taat' er mi nehma."

„Dös wiss'n ma —" Der Schmidhofer legte erschrocken die Hand auf den Mund, denn die Bäuerin schoß ihm einen wütenden Blick zu.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Still — hast nix g'hört? I moan', heraußen is wer. — Schau nach, Vata."

Der Bauer mochte sich aber nicht von der behaglichen Ofenbank erheben. „Wann oaner draußen is, wird er schon einikemma."

„Der Bello is's," sagte die Tochter. „Er is mit mir zum Tor einerg'wischt und walzt sich im Hausgang."

Das Geräusch verstummte wieder. Wer aber draußen stand, war nicht ein vierbeiniges, sondern ein zweibeiniges Wesen — und zwar der Siml im feinsten Sonntagsstaat. Bald nach seiner Begegnung mit der Zenzi war er auf den Bader gestoßen. Dem gingen die hundert Mark und die halbe Sau im Kopfe herum, und er hatte sich alle Mühe gegeben, den Burschen zu einem schnellen Entschluß zu treiben.

„Schau, Siml," hatte er gesagt, „'s Eisen muaß man schmieden, solang als es warm is. Du hast mit dem Madl g'red't — und dös hat net naa g'sagt. Dös hoaßt scho so viel wia ja. Und i hab' 'n Bauern ausg'horcht. Dersell hat aa ja g'sagt. Bleibt nu no dö Bäuerin, und dö wird aa net naa sagen. Jetzt muaßt dö Gelegenheit benütz'n, glei hingeh'n und ums Dirndl anhalten. Wann du wart'st, kannst dir dö ganze Sach' verpatz'n."

Das hatte dem Siml eingeleuchtet. Schnell war er nach Hause geeilt, hatte sich in seine schönsten Kleider geworfen, eine Rose ins Knopfloch gesteckt und war zum Schmidhof gegangen. Niemand sah ihn über den Hof kommen und in den Hausgang treten. Als er aber klopfenden Herzens einen Augenblick vor der Stubentür Halt machte, hörte er drinnen Vater und Mutter mit der Zenzl reden und seinen Namen nennen. Wußte er vorher, wie es um seine Werbung stand,

um so besser. Dann konnte er sich die vielen schönen Worte sparen, die ihm der Bader vorgesagt, denn vom



Sprechen war er nie ein Freund gewesen. In gespannter Neugier legte er das Ohr an die Tür und freute sich, jedes Wort verstehen zu können.

„Da Siml di vom Fleck weg heirat'n," wiederholte drinnen die Bäuerin, „geh — dös is net dei Ernst!"

„Aba da seine is's," lachte von neuem die Tochter.

„Und was hast eahm zur Antwort geb'n?"

„Gar nix G'wisses."

„Kruzitürken — ja hättest sag'n soll'n!" fuhr der Schmidhofer von der Ofenbank auf.

Ärgerlich stampfte die Bäuerin mit dem Fuße. „Staad bist! Von solchene Sachen verstenga dö Manns-leut' nix. Dö kann nur a Frau und a Muatta richti behand'ln."

Der Schmidhofer verstummte eingeschüchtert. Bei sich aber dachte er: „Auf dö Behandlung bin i be-gierig!" —

Der Zenzl aber war sein Ausruf nicht entgangen. „Was? Ja sagen soll i, Vata? Warum denn? 'leicht weil er a Geld hat! Was hilft dös, wann i 'n Siml net mag."

„Mög'n muaßt 'n halt," brummte der Schmidhofer, sich schon wieder vergessend.

Die Bäuerin hätte beinahe laut geflucht. „Der Sakra verdirbt ma no alles," sagte sie zu sich selbst, „net amal richti behand'ln laßt er mi dö Sach'!"

„Muaß i?" wiederholte Zenzi, von ihrem Eigen-sinn fortgerissen, gereizt. „So hast no nia mit mir g'red't, Vata!"

„An Bessern find'st nie net."

„Sell kannst 'leicht sag'n. Aba i soll 'n Siml hei-raten, net du. Und eh i dös tua, bleib' i liaba mei ganzes Leb'n ledi oder geh' ins Kloster."

„Sell saget i aa," fiel die Bäuerin ein, alles auf einen letzten Trumpf setzend. „Ganz recht hast, Zenzl. I woaß net, wia da Vata so damisch daherred'n ko. Da Siml dei Mo! Daß i net lach'! — Und wann sei

Hof bis ans Dach voller Gold waar', sell gebet i nia net zua."

„Du net zuageb'n?" fragte Zenzi. Es klang wie erwachender Ärger aus ihrer Stimme. Der Widerspruchsgeist regte sich in ihr.

„Freili, was taat'st mit so an dumma Mo. A g'scheit's Madl bist. Und nur an Mo kannst braucha, wo alles bessa vasteht wia du und da Herr im Haus is."

„Sell braucht's grad' net."

Die Bäuerin überhörte den Einwurf. Nur einen triumphierenden Blick warf sie ihrem Manne zu. Begriff er endlich, daß sie die richtige Behandlung gefunden hatte?

„Und weil da Siml ka solchener net is," fuhr sie fort, „taat' i's eh net leid'n. Liaba bleibst ledi."

„Dös sieh i aber net ein, Muatta, daß grad' i ledi bleib'n soll. Da Siml war ma schon recht —"

„Was — recht?"

„Dös is g'wiß, Muatta. Wann i mir's recht überleg', kunnt' i gar kan Bessern net finden. Oder glaubst 'leicht gar, i möcht' 'n Mo, wo da Herr im Haus is? — Na, sell waar' g'fehlt. Auf'm Hof schaff' i an, wenn i amal Bäuerin bin, und dreinred'n darf ma koaner — grad' wia bei dir, Muatta!"

„Schaam di — is dös a Red'!"

„Recht hat s'!" klang es von der Ofenbank. „A g'scheit's Deandl is dö Zenz."

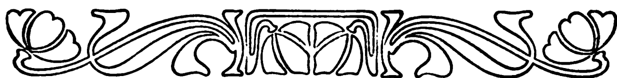
„Und weil i g'scheit bin, nimm i 'n Siml. Dem werd' i's scho zoag'n. Mit an dumma Mo ka ma macha, was ma will. Drum is ma da Haldenhofer grad' recht. — Überlegen hab' i mir's woll'n. Aba dös braucht's nimma. Du, Muatta, hast ma d' Aug'n geöffnet, daß i net blind am Glück vorbeigeh'. — Und

wann da Siml kimmt und um mi anhalt', nacha woaßt es scho, daß i eahm 's Jawort gib."

* * *

Der Haldenhofer ist aber nicht gekommen. Zum Ärger aller hübschen Dirndln von Mooskirchen ist er heut noch ledig und wirtschaftet allein mit einer alten Haushälterin. Wenn aber einer seiner guten Freunde ihm im Wirtshaus einmal vorhält, ob er denn ewig Junggeselle bleiben wolle, dann lacht er pfiffig: „Mi stimmst net! So dumm, wia dö Leut' glauben, bin i no lang net. Es kann aa a Dummer g'scheit wer'n — nur auf dö richtig' Behandlung kimmt's o."





Im unbekannten Baltistan.

Neue Hochtouren. Von Th. Seelmann.



Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Unternehmungslustigsten unter den Hochtouristen begnügen sich nicht mehr damit, die Gipfel der Alpen zu ersteigen, sondern sie messen jetzt auch ihre Kräfte am Kaukasus, an den Gebirgen Innerafrikas, an den Anden in Südamerika und am Himalaja und seinen Ausläufern. Unlängst hat es sogar eine englische Dame, Frau Fanni Workman, in Begleitung ihres Gatten Doktor Hunter Workman und mehrerer mitgenommener Alpenführer gewagt, verschiedene Gletscher und Hochgipfel jener wilden Gebirgswelt zu ersteigen, von welcher Baltistan, eine nur erst wenig bekannte Provinz des britisch-indischen Vasallenstaates Kaschmir, erfüllt ist. Baltistan oder, wie es auch genannt wird, Kleintibet wird von dem nordwestlichen Teile des Himalajas durchzogen, der gerade hier an seiner Westgrenze mit der nur durch das Industal von ihm getrennten Karakorumkette und dem südwestwärts streichenden Hindukusch das gewaltigste Gebirgssystem der Erde bildet.

Die Touristen brachen Ende Mai von Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, auf und gelangten Mitte Juni nach dem Dörfchen Hoh am Eingang des Hohtales, das dem Hoh-Lumbagletscher vorgelagert ist. Die Besteigung dieses noch unerforschten Gletschers bis zu seinem Ursprung hin hatten sich die Reisenden zu ihrer nächsten Aufgabe gemacht. Durch einen voraus-

gesandten Dolmetscher und den Dorfschulzen waren schon Lastträger angeworben, und Schafe und Ziegen als Proviant besorgt worden, und so konnte man schon am folgenden Tage den Aufstieg beginnen.

Der Zug, der aus den Engländern, den Alpen-



Der Zug besteigt den Koh-Lumbagletscher.

führern, einem Koch, einer Reihe von eingeborenen Trägern und sechzehn Schafen und zehn Ziegen bestand, wandte sich zuerst der Hohschlucht zu. Der Marsch durch diese Schlucht war recht schwierig. Oft versperrten von den öden Hängen herabgefallene Felsblöcke den engen Weg, der sich an dem rauschenden, gelbbraunen Hohgießbach hinzog, welcher sich später in den Braldufluß ergießt. Gegen drei Uhr Nachmittags

erreichte der Zug eine grüne, von einzelnen Bäumen bestandene Matte, auf der Kühe weideten und an den



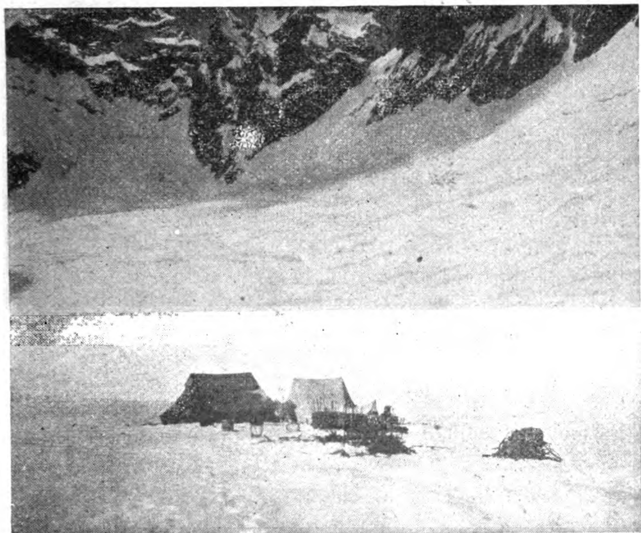
Frau Workman und ihr Gatte machen mit den Führern einen Erkundungsgang.

plätschernden Bächen tranken. Diese Alp heißt Nangma Tapsa und liegt 3600 Meter hoch. Hier, an der Endmoräne des Gletschers, wurde das Lager aufgeschlagen.

In der Nacht und am nächsten Morgen fiel Regen und Schnee, so daß man sich entschloß, noch einen Tag zu rasten, um besseres Wetter abzuwarten. Jedoch wurden Träger mit Holz vorausgeschickt, um weiter oben eine Kochstelle vorzubereiten, da man sich offenbar der Baumgrenze näherte.

Als sich das Wetter gebessert hatte, brach man auf

und gelangte nach einer Klettertour von 300 Meter zum Eis. Hier aber stellte sich heraus, daß nicht ein, sondern zwei Gletscher in nur wenig voneinander abweichender Richtung aus der Höhe herabstiegen, während auf der Karte nur ein einziger Gletscher verzeichnet war. Mit Hilfe des Kompasses bestimmte man den Gletscher, auf dem man vorzugehen hatte. Während sonst die Gletscher immer ein Fleckchen Erde zum Aufschlagen der Zelte und etwas Gras für die Ziegen darbieten, war dieser überall vom Winterschnee bedeckt. Nur hie und da sprangen einige Felsblöcke hervor. Die weite Schneedecke hielt, trotzdem es bereits Juni



Das Lager bei den Nadeln.

war, die ganze Natur im Winterschlaf. Das einzige Tier, das in dieser Umgebung auszukommen vermag,

ist der Steinbock, von dem eine große Anzahl an den Bergabhängen beobachtet wurde.

Jetzt wurden die Schafe und Ziegen wieder nach der Alp zurückgesandt, um geschlachtet und im Bedarfsfalle nachgeschickt zu werden, da man von nun an darauf gefaßt sein mußte, im Schnee zu kampieren. Nach einer sehr schneeigen und windigen Nacht wurden, als es sich aufklärte, die eisbedeckten Zelte zusammengepackt, die Träger zum Schneeschaufeln vorausgeschickt, und es begann nun der Aufstieg auf den Gletscher, der, wie unser erstes Bild zeigt, von mächtigen, immer höher aufschießenden Schroffen umrahmt ist.

Die Oberfläche des Gletschers war wellenförmig, indem sie sich bald zu kleinen Hügeln erhob, bald aber auch wieder niedersenkte. Nahe seinem Höhepunkte breitet sich der Hoh-Lumba zu einem Firnbecken aus, das von gewaltigen Granitnadeln, wie sie sich ähnlich als „Aiguilles“ am Montblanc vorfinden, umschlossen ist. Frau Workman und ihr Gatte gingen den langsam dahinziehenden Trägern voraus und machten mit den Führern einen Vorstoß, um eine Felskuppe zu besteigen. Auf der Kuppe fand sich eine Vertiefung vor, aus der sich eine mächtige Nadel erhob, die vielleicht erklimmbar war und einen Überblick über die unbekannte Umgebung gewährte. Man kletterte daher bis an den Fuß des Kegels, von dem die Nadel aufragte, hinauf und besprach nun bei dem Frühstück unter einem Abhang, wo man gegen etwa niedergehende Lawinen geschützt war, die Aussichten für eine Besteigung der Nadel, die man für den nächsten Tag plante. Zum Erstaunen der Touristen trafen die Träger nicht ein. Endlich erschienen zwei Mann, die erklärten, die Träger seien bergkrank und wollten, da

der Platz, den man für das Lager auserſehen habe, weder Holz noch Waſſer habe, nicht mehr vorwärts gehen. Daher begaben ſich jetzt Doktor Workman und die Führer zu den Trägern zurück, um ihnen vorzu=

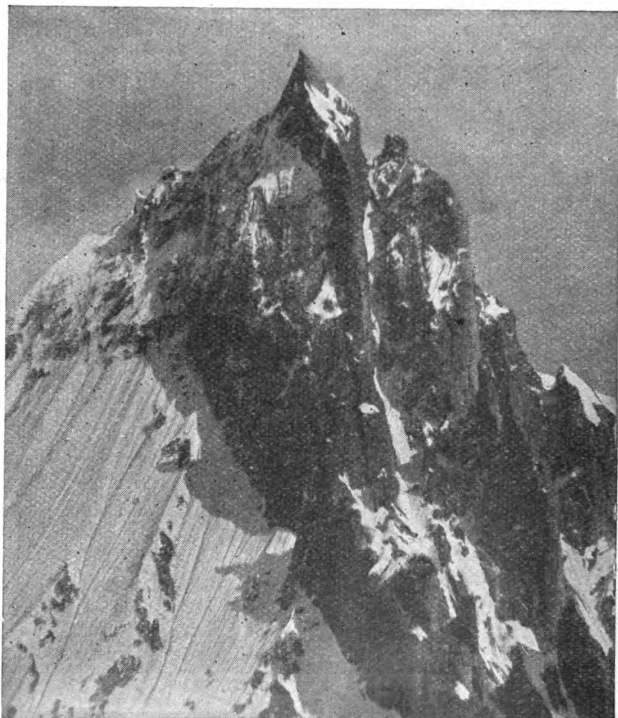


Am Fuße der Nadel.

ſtellen, daß Frau Workman unmöglich ohne Zelt über= nachten könne.

Zwei Stunden lang blieb die Dame allein in der großartigen Eiswelt zurück, deren Stille nur durch den Donner der zuweilen von den Bergabhängen herabſtürzenden Lawinen unterbrochen wurde. Zwi= ſchen zwei und drei Uhr herrſchte hier im Sonnenſchein eine ſolche Hitze, daß es kaum zu ertragen war,

aber Schutz gab es nicht. Endlich erschienen die Träger mit ihren Ladungen und schlugen, nachdem sie



Ein unersteigbarer Felskegel am Weg zum Bolucho.

den Schnee niedergetreten hatten, die Zelte auf. Unsere Abbildung auf S. 79 zeigt dieses Lager bei den Nadeln. Vor den Zelten sind die Provianthütten errichtet, und die Holzhaufen aufgestapelt.

Als die Zelte eingerichtet waren, sank die Sonne, und alsbald fror es stark. Es war dies ein ungeheurer

Gegensatz gegen die hohe Temperatur wenige Stunden zuvor. Aber man befand sich auch in einer Höhe von über 4700 Meter, also der Höhe des Montblanc.

Am nächsten Morgen, als noch die Sterne am Himmel flimmerten, und eine Temperatur von 8 Grad Kälte herrschte, rüsteten sich die Touristen und ihre Führer zur Besteigung des von der Nadel gekrönten Bergkegels. Man verband sich mit dem Bergseil und suchte zuerst an einer hohen Eishalde in die Höhe zu



Der Zug überschreitet den Boluchopaß.

kommen, kreuzte dann aber, an gähnenden Klüften vorbei, von denen senkrechte Wände aufragten, die

Bergflanke und stieg so höher und höher, so daß die Zelte, auf die man hin und wieder einen Blick werfen konnte, bald 600 Meter tiefer lagen. Die Stille ward nur unterbrochen durch den hellen Klang der Eispickel, mit denen die Führer Stufe um Stufe in das Eis schlugen. Nachdem man ein kleines Plateau erreicht hatte, schickte man sich zur Überwindung der letzten 300 Meter an. Trotz der Kälte und Luftverdünnung legte man auch noch diese Strecke zurück und stand nun auf der Höhe des Gipfels und unmittelbar am Fuß der Nadel. Ein herrlicher Blick auf die Bergriesen vor ihnen tat sich hier vor den Touristen auf. Nach geraumer Zeit erst wurde der Abstieg nach dem Lager wieder angetreten. Als man dort eintraf, wartete der Koch den ermüdeten und von der Kälte mitgenommenen Bergsteigern mit einem saftigen Hammelbraten und einem schmackhaften Eierpudding auf.

In demselben Jahr führten dann die Reisenden noch eine Tour nach dem Bolucho aus, dem östlichen Zweig des Chogo Loongmagletschers. Auf dem Weg nach dem Bolucho kam man an einem unersteigbaren Felskegel vorbei, von dessen Gipfel sich ein nadelscharfer Grat erhob. Nachdem man in einer Höhe von 4500 Meter das Lager aufgeschlagen hatte, schickte man die Führer voraus, um festzustellen, ob sich auch ein für die Schafe und Ziegen passierbarer Übergang über den Bolucho vorfände. Man hatte sich wieder mit Tieren versehen, um für alle Fälle genügenden Proviant in dieser Schnee- und Eiswüste zu haben. Die Führer brachten die Nachricht, daß ein für die eingeborenen Träger und für das Vieh gut gangbarer Paß über den Gletscher in der Nähe seines Ursprungs vorhanden sei. Am nächsten Morgen brach man schon vor fünf Uhr auf, da der Paß mehr als drei Stunden

weit entfernt, und es wünschenswert war, die ganze Karawane noch an demselben Tag hinüberzubringen. In langer Linie bewegte sich der Zug aus Tieren und Menschen dem Paß zu, der auch nach zehn Uhr ohne



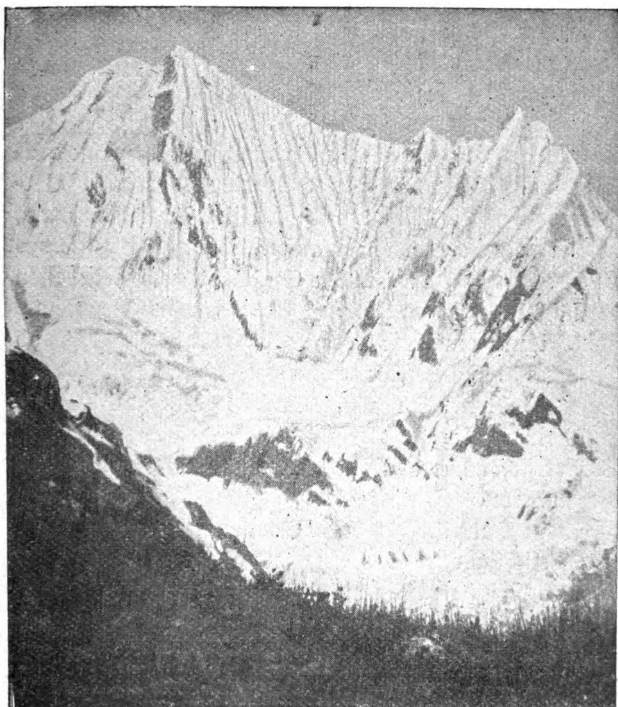
Frau Workman, umgeben von den Schafen und Ziegen, auf der Paßhöhe.

große Anstrengungen erreicht wurde. Die Höhe des Passes, den zuvor noch kein menschlicher Fuß überschritten hatte, wurde auf 5100 Meter über dem Meeresspiegel festgestellt. Merkwürdig war der Anblick, die kühne Bergsteigerin mit ihren Begleitern in dieser gewaltigen Höhe von den Schafen und Ziegen umgeben zu sehen.

Um vieles schwieriger aber als der Aufstieg gestaltete sich der Abstieg auf der anderen Seite. Es befand sich hier zuerst eine Schneewehe, durch die die Führer für die eingeborenen Träger, die 55 Mann zählten, einen schmalen Weg bahnten. Um den Trägern bei ihrem Abstieg durch diesen Hohlweg einen Anhalt zu bieten, wurde ein Seil ausgespannt. Unter der Schneewehe zog sich eine Schneemauer hin, die sich 300 Meter tief in einem Winkel von 60 Grad zu einem leichten Abhang herabsenkte. Auf den ersten Blick schien dieser Schneewall ein unüberwindliches Hindernis für die Träger zu bilden. Die Touristen beschlossen daher, sich zu teilen. Ein Teil, nämlich Frau Workman, ein Führer und ein Träger, sollten die Schneewehe und den Schneewall hinabsteigen, während der andere Teil, Doktor Workman und der zweite Führer, oben bei den Trägern verbleiben sollten, um diesen beim Herabklettern behilflich zu sein. Auf Stufen, die die Führer geschlagen hatten, gelangte auch Frau Workman, obgleich bei dem Tritt von Stufe zu Stufe der eine Fuß oft in der Luft schwebte und nur durch dichtes Anpressen des Körpers an die Schneelehne das Gleichgewicht erhalten werden konnte, glücklich unten an. Auch die Träger stiegen alsbald, sich an dem ausgespannten Seil festhaltend, den Hohlweg durch die Schneewehe bis zu dem Schneewall herab.

Jetzt ereignete sich aber ein unvorhergesehener Vorfall. Die Träger sollten den Schneewall herabklettern. Statt dessen aber sauste plötzlich der erste derselben, mit Armen und Beinen in der Luft herumfuchtelnd und in eine dichte Schneewolke gehüllt, schneller als der Blitz den Abhang herab. In den Alpen unternimmt man eine solche Rutschpartie oftmals, um in kurzer Zeit in die Tiefe zu gelangen. Dagegen war es sehr

wenig nach dem Geschmack der eingeborenen Träger, 300 Meter in weniger als zwei Minuten herabzugleiten. Doch kam der Träger unverletzt unten an. Auch dem zweiten Träger, der ein Zelt auf dem Rücken hatte,



Schneeberg mit unersteigbaren Abhängen, die niedergegangene Lawinen durchfurcht haben.

erging es ähnlich. Auch er rutschte aus, überschlug sich mehrmals und traf schließlich zappelnd unten ein, während das Zelt weit von ihm weg auf den Gletscher flog. Die zwei nächsten traten anfänglich sicher auf und

hatten schon die Hälfte des Weges über den Abhang zurückgelegt, als auch der eine von ihnen ins Gleiten geriet und mit Windeseile hinabschoß. Die Bovrilbüchsen und Biskuitdosen, die er in den Vorratskisten mit sich trug, flogen nach allen Richtungen in dem blitzenden Schneestaub davon.

Jetzt aber erklärte der fünfte, der die Betten und andere notwendige Gegenstände trug, nicht herabsteigen zu wollen, und zugleich rief der oben zurückgebliebene Führer herab, daß die übrigen fünfzig Träger erschreckt seien und den Abstieg verweigerten. Da alle Vorstellungen nichts halfen, entschloß sich Frau Workman, wieder den Schneewall hinaufzusteigen. Mit Hilfe des Kochs, der sich etwas in der Sprache der Eingeborenen verständlich machen konnte, beruhigte sie die Leute, stellte ihnen eine besondere Belohnung in Aussicht und versprach, daß die Führer einen Weg über den Abhang bahnen sollten. In zwei Stunden hatten die Führer auch einen Weg angelegt. Nachdem die ersten fünf Träger sicher hinabgestiegen waren, folgten ihnen auch die anderen. Den Beschluß machte Frau Workman mit dem Hauptführer, den Schafen und den Ziegen, die vorsichtig von Stufe zu Stufe hinabkletterten.

Der Rest des Weges auf dem Gletscher wurde ohne Schwierigkeit zurückgelegt. Als man das Lager aufschlug, hatte man die Befriedigung, den Eisriegel, der den Chogo von dem Kero Loongma trennt, und den, wie erwähnt, noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, mit einer ganzen Karawane durch feste Standhaftigkeit siegreich überwunden zu haben.

Von hier aus unternahm man dann noch eine Tour nach dem unbekannten Hucho-Alchorigletscher. An dem Wege zu ihm türmten sich hohe Schneeberge mit unersteigbaren Abhängen auf, in denen die niedergegan-

genen Lawinen tiefe Rinnen und Furchen eingegraben hatten. Die ersten zwei Lager auf diesem Gletscher wurden das erste und zweite Bärenlager genannt, weil



Ein gefährlicher Engpaß.

man zahlreiche Spuren von Bären vorfand. Auch auf die Reste eines weißen Bären stieß man, der vielleicht im Kampf mit seinesgleichen gefallen war. Während der Nacht tummelten sich im Mondschein Füchse zwi-

schen den Zelten herum, und Wölfe erhoben in der Dunkelheit ihr Geheul. Am Tage aber hielten sie sich in respektvoller Entfernung.

Im zweiten Bärenlager wurden an der Moräne des Gletschers die Träger zurückgelassen, und man unternahm, nur mit den Zelten ausgerüstet und in



Am Alchorikegel.

Begleitung einiger weniger Eingeborenen sowie der Führer, einen Vorstoß zu dem großen Eisbruch, der zu dem Schneeabhang hinführt, welcher den Alchorikegel bildet. Nach einem längeren Aufstieg auf dem Gletscher gelangte man zu einer großen Masse von abgebrochenen Schneeblöcken, die kreuz und quer dalagen und den Weg wie ein gefrorener Katarakt sperrten. Unter Beihilfe der Führer überstiegen ihn die eingeborenen Träger. Als man die steilen Schneefelder hinauf-

geklettert war, stieß man abermals auf eine große Barriere von Schneezinnen und tiefen Klüften, die nicht umgangen werden konnten. Man mußte daher durch und über sie vordringen.

Während man mit Schwierigkeit sich den Weg durch eine dieser zackigen Schneesäulen bahnte, schmolz die warme Sonne mit reißender Schnelligkeit den Schnee, so daß wiederholt oben Teile abbrachen und in die Tiefe hinabfielen. Jetzt wurden die Träger von jähem Schrecken ergriffen und weigerten sich, weiterzugehen. Die Führer unternahmen daher nach links hin einen Abstecher durch eine Art Tal, in das die überhängenden Schneemassen hineinragten. Alsbald kehrten sie zurück und meldeten, daß, wenn man schnell vorrückte, bevor neue Schneemassen abbrächen, die Karawane über die Schneelinie hinaus bis zum Eiszackenrand empordringen könne, von wo sich ein wahrer Wasserstrom auf den Weg herabgoß.

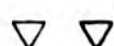
Obwohl der Weg durch schmelzenden, zerrissenen und zusammenbrechenden Schnee sehr beschwerlich war, gelangte man doch nach zwei Stunden aus dem Bereich des gefährlichen Eisfalles und schlug auf einem schönen Schneefeld in einer Höhe von etwa 5100 Meter das Lager auf. Ein prachtvoller Sonnenuntergang beleuchtete die Reihe der Hochgipfel. Am nächsten Morgen erreichte man dann auf dem Alchorikegel eine Höhe von über 5400 Meter über dem Meeresspiegel. Nun wurde der Rückweg zu den Trägern im zweiten Bärenlager angetreten, und von dort aus ging es mit Sturmesschritten in die wohnlichere Ebene hinab.





Barmherzigkeit?

Novelle von Otto Behrend.



Doktor Wilhelm Hellges eilte dem Medizinalrat bis an die Tür entgegen. „Ich habe Sie wieder bitten lassen,“ sprach er, während beide Herren sich die Hände drückten. „Meine Frau gefällt mir gar nicht, die Kopfschmerzen kehren so oft wieder und —“

„So — so —“ der Arzt schüttelte langsam den Kopf.

„Und sie hat mich zwar gebeten, es Ihnen nicht zu sagen, aber es ist doch vielleicht besser, wenn Sie es wissen. Sie meint, es sei irgend etwas in ihrem Gehirn, ein Tier, das sich darin bewege —“ Er hielt inne und sah forschend den Arzt an, der aufmerksam zuhörte, die Stirn ein wenig gesenkt, während die Hand leicht um den spitz geschnittenen Vollbart strich.

Aber keine Miene des erfahrenen Mediziners verriet, ob er dieser Auskunft die geringste Bedeutung beilege. „Nun, wir werden ja sehen,“ sagte er und ging zur Tür des Nebenzimmers mit seinem festen, bestimmten Schritt.

Hellges folgte ihm durch sein Arbeitszimmer, dann zog er die Portiere zum Zimmer seiner Frau zurück. „Gertrud — der Herr Medizinalrat!“

Beide Herren traten ein, der schlanke, hochgewachsene Arzt und hinter ihm der mittelgroße, kräftig gebaute Gelehrte. Die Portiere sank wieder herab,

ordnete sich mit einigen letzten Bewegungen in ihre Falten und hing dann unbeweglich.

Medizinalrat Schuhmacher ging verbindlich auf die junge Frau zu, die sich bei seinem Eintritt vom äußersten Ende der mit einer vielfarbig gestickten indischen Decke behangenen Chaiselongue erhob. Es lag viel Grazie in dieser einfachen Bewegung der fast überschlanken Gestalt. Freimütig streckte sie dem Arzte die Hand hin, ein etwas gezwungenes Lächeln spielte um ihre Lippen, und leicht zitterte es in den Mundwinkeln. Die großen braunen Augen blickten starr. Dann zwinkerten sie plötzlich lebhaft ein paarmal, und die junge Frau warf, die Stirn in Falten ziehend, mit kurzem Ruck den Kopf zurück. Nun stand sie eine Sekunde regungslos wie in Erwartung, bewegte langsam die Augen nach oben, als wolle sie dort etwas erschauen, und ließ sie hierauf sich wieder dem Eingetretenen entgegenrichten: gänzlich frei jetzt und liebreizend war ihr Lächeln, das zwei Grübchen in den blassen Wangen sichtbar werden ließ.

„Meine Gnädigste —" der Arzt nahm die feine Hand, die sie ihm hinstreckte.

„Guten Morgen, Herr Medizinalrat."

„Wie geht's denn? Wieder die bösen Kopfschmerzen? Ihr Herr Gemahl sagte mir —"

„Jetzt sind sie plötzlich weg" — wieder der suchende Blick nach oben — „ja, ganz weg." Sie richtete das Auge auf ihren Mann, mißtrauisch, aber der zeigte eine gänzlich unbefangene Miene. Da sprach sie zuvorkommend: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Medizinalrat," und wies auf das Kopfende der Chaiselongue, während sie sich selbst wieder graziös am Fußende niederließ. Als sie saß, rückte sie noch ein Stückchen vor.

Der Arzt streifte auch den linken Handschuh ab,

legte das Paar, es gemächlich ausstreichend, über den Rand seines Zylinderhutes, den er auf ein Tischchen gestellt hatte, und setzte sich zu der jungen Frau auf die Chaiselongue.

„Die Kopfschmerzen wollen also noch immer nicht weichen?"

„Nein, es wird nicht besser. Hier hinten fängt es immer an" — sie legte die Hand auf den Hinterkopf — „und dann geht es weiter bis in die Stirn hinein."

„Ja, da möchten wir doch einmal etwas anderes probieren. Ruhe, absolute Ruhe —"

„Wie kommen Sie darauf, Herr Medizinalrat?" unterbrach sie ihn, und ihr Auge leuchtete seltsam auf. „Hat mein Mann Ihnen etwas gesagt?" Ein fragender Blick glitt zu ihrem Manne hin, der einen Stuhl, auf dessen Lehne er sich mit beiden Händen stützte, langsam vor- und zurückkippte. „Ach bitte, Will, laß das — es tut mir weh." Sie fuhr mit der Hand an die Schläfe, wandte sich dann aber sofort wieder mit liebenswürdigem Ausdruck dem Arzte zu, während Hellges sich auf den Stuhl setzte: „Will hat Ihnen schon etwas gesagt?"

„Nur daß die Kopfschmerzen immer wiederkehrten," beeilte sich der Arzt zu versichern.

„Ja — und ich habe solche Furcht! — Man spricht so oft vom Hundewurm, könnte es nicht sein, daß solch ein Tier in meinen Kopf gekommen wäre?"

„Aber Gertrud —"

„Nein, bitte, Herr Doktor," unterbrach ihn der Medizinalrat, „der Gedanke ist für einen Laien gar nicht so fernliegend. Als Arzt aber kann ich die gnädige Frau völlig beruhigen. Die Erscheinungen würden ganz anders sein —"

„So —" die junge Frau sah enttäuscht, aber nachdenklich in ihren Schoß. „Wäre es dann," begann

sie zögernd, „vielleicht möglich, daß ich beim Baden einmal irgend ein Tier, es braucht ja gar nicht groß gewesen zu sein, verschluckte oder in die Nase bekommen hätte, das dann in den Kopf gestiegen ist?“

„Meine liebe gnädige Frau, auch da kann ich Sie völlig beruhigen. So etwas sind Zeitungsenten, die Wirklichkeit kennt dergleichen nicht. Ich könnte es Ihnen anatomisch erklären —“

Er brach ab, das bleiche Gesicht ihm gegenüber war noch bleicher geworden, und wie in angstvoller Erwartung schaute das Auge auf den Teppich nieder. „Ja —“ sie zog sich ganz in sich zusammen und glitt fast unmerkbar ans äußerste Ende der Chaiselongue zurück. So saß sie eine ganze Weile, dann sah sie plötzlich wieder auf und bewegte aufatmend den Kopf. Wie schön war ihr Auge da wieder! Sie setzte sich, ihren lichtblauen Morgenrock mit leichter Hand wellend, dem Arzt wieder ein Stück näher.

„Und doch, Herr Medizinalrat, habe ich ein Tier im Gehirn — ganz oben im Hinterkopf wohnt es, und wenn es vorkriecht, dann kommen die Schmerzen, und nur wenn ich ganz still bin und ganz ruhig sitze, absolute Ruhe habe, dann zieht es sich wieder zurück und schläft vermutlich ein, und wenn es fest schläft, dann kann ich mich wieder bewegen und fröhlich sein. Es scheint sehr festen Schlaf zu haben.“

Da war es heraus, was seit Wochen, als leichter Gedanke entstanden, sich nach und nach zur Wahnidee ausgestaltet hatte.

„Nun weisen Sie mich nicht mehr ab, Herr Medizinalrat — nicht wahr?“

Der Arzt war völlig Herr der Lage. „Am liebsten spräche ich von einer Täuschung, meine Gnädigste, hervorgerufen durch die Art der Entstehung der Schmerzen

und ihre schleichende Ausbreitung über den Kopf. Doch ich will auch Ihnen gerecht werden, and sollte wirklich, was ich aber noch sehr bezweifle, ein Tier sich in Ihrem Gehirn befinden, dem werden wir schon beikommen, denn dann liegt die Sache verhältnismäßig einfach, jedenfalls weit einfacher, als ich bisher angenommen habe."

Es war gut, auf die Wahnidee einzugehen. Der Arzt kannte seine Patientin schon seit lange, hatte viel erfolglos versucht und erhielt nun einen neuen Fingerzeig, der Befürchtungen weckte, die zu hegen er bisher noch keinen Anlaß gehabt hatte.

„Ich werde mir einmal die Sache unter diesem Gesichtspunkt näher überlegen," sprach er, „und nun lassen Sie uns von etwas anderem plaudern."

* * *

Der Arzt hatte sich entfernt, war der bangen Frage, die in der Miene des Mannes lag, der ihn in den Korridor hinausbegleitete, nur mit den Worten entgegengekommen: „Wir müssen jetzt auf dieser Basis weitersehen."

„Glauben Sie an eine geistige Störung, Herr Medizinalrat?"

„So möchte ich es zunächst nicht nennen. Es ist eine fixe Idee, aber ich hoffe, sie wird zu heben sein." Er gab schon über seinen innersten Glauben Trost.

Der Psychiatrie nur in großen Zügen kundig, wollte er, ehe er sich näher aussprach, erst brieflich eine Anfrage an einen Studiengenossen richten, der in der Stille des Thüringer Waldes eine vornehme, vorzüglich geleitete Nervenheilanstalt besaß, an die er schon mehrfach als Aufenthalt auf längere Zeit für seine Patientin gedacht hatte. Eine ganz genaue Beobachtung war vor

allen Dingen jetzt nötig. Handelte es sich nur um eine funktionelle Störung, an die er aber nach seinen eigenen Beobachtungen und bei der Erfolglosigkeit aller bisher angewandten Heilmethoden kaum mehr glauben mochte, dann lagen in einer so vorzüglich geleiteten Anstalt die Verhältnisse für eine Genesung am günstigsten. Andernfalls, wenn ein organisches Leiden zu Grunde lag, wie er nunmehr anzunehmen geneigt war, dann war überhaupt wenig Hoffnung vorhanden, aber jedenfalls zunächst die Anstalt auch der geeignetste Ort für die Patientin.

Der Fall berührte ihn auch als Mensch tief, er war dem Ehepaar befreundet, er verehrte die anmutige Frau, deren Heiterkeit und Lebenslust, deren Scharfsinn und Mut er hatte kennen lernen. Aber noch durfte er ja hoffen! —

Mit schwerem Herzen trat Wilhelm Hellges langsam, zögernden Fußes in den Salon zurück. Sein ernstes, fast strenges Gesicht mit dem dichten dunkelblonden Bart, der kurzgeschnitten das energische Kinn umrahmte, dem aber ein Paar tiefe, sprechende Augen einen gewinnenden Ausdruck verliehen, drückte die bange Sorge aus, die auf dem Manne lastete. Er preßte die Hand auf das volle Haar, mitten auf den Kopf, und wischte sich dann einige Schweißperlen von der hohen weißen Stirn.

Als er die Tür zu seinem Arbeitszimmer öffnete, hörte er leise Töne auf dem Klavier anschlagen, ganz leise — ein Präludium von Chopin. Er blieb stehen, er mußte erst wieder ein sorgenfreies Gesicht zeigen können, ehe er bei seiner Frau eintrat. Allmählig schwollen die Töne an, und mit Geläufigkeit und tiefer Empfindung spielte das junge Weib dort drinnen im trauten Raume die reich quellende, liebliche Weise des Meisters.

So hatte sie seit Monaten nicht gespielt, ja seit bald einer Woche, er wußte es genau, hatte sie überhaupt keine Taste angerührt. Sollte es Besserung bedeuten? — Wie oft übt doch der bloße Besuch eines Arztes eine mächtige, suggestive Wirkung aus! Und so verständig, so klug war seine kleine Frau — es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sie einer solch törichten Idee nicht Herr werden könnte.

Freudig, in schnell hoch aufflammender Hoffnung schlug sein Herz. Er eilte vorwärts, öffnete die Tür — sie hörte, daß er gekommen sei, und während ihre schlanken Finger noch über die Tasten glitten, wandte sie ihm mit einem Lächeln das Gesicht zu.

„Liebling!" er war überglücklich, eilte auf sie zu und legte leicht die Hand um ihre rechte Schulter, zu ihr niedersehend. „So ist's recht, spiele, spiele — du wirst mir doch nicht krank werden, mein Alles?"

Sie ließ die Finger von den Tasten gleiten und streichelte liebevoll die Hand an ihrer Schulter, zugleich sah sie zu ihm auf. „Ich habe dir schon so viel Sorge gemacht, armer Will, und du bist so geduldig bei all deiner vielen Arbeit! O, ich merke oft, wenn ich am Nähtisch hinter dir sitze, wie deine Feder innehält, und du an mich denkst."

„Ich muß doch auch nachdenken bei der Arbeit — über das, was ich niederschreiben will. Ich kann nicht immer nur schreiben."

„Du täuschest mich nicht ich weiß sehr wohl, wenn du an mich denkst. Wenn ich so viel zu klagen hatte, wenn es gar so weh tat."

„Mein gutes Lieb!" — er drückte sie innig an sich. „Du wirst mir ganz, ganz bald wieder gesund werden — willst du?"

Sie nickte. „Ich will — siehst du —" ihr Blick

wurde wie nach innen suchend. „Nein, es regt sich gar nicht,“ sprach sie nun, „erst fing ich ganz leise an zu spielen, es ist nicht aufgewacht, auch nicht, als ich dann ganz laut spielte, und auch jetzt schläft es weiter.“

„Es ist eine Täuschung, mein Kind,“ entgegnete er tonlos; sein kurzer Glücksrausch war verflogen.

„Nein, o nein, Will, es ist wirklich da! Der Doktor hat es mir ja selbst zugestanden, und er kann ihm ja auch beikommen — dann wird alles gut.“ Ihr Ton wurde sehr wichtig, wie sie es ihm anvertraute, ausführlicher noch einmal als am Morgen, was sie schon seit Wochen gewußt, aber noch nicht hatte verraten wollen, um ihn nicht zu erschrecken. „Ich weiß — hier wohnt es“ — sie legte die rechte Hand aufs Hinterhaupt — „und von da kommt es vor und schlängelt sich durchs Gehirn, oft längere, oft auch nur für kurze Zeit, und das muß doch Schmerzen machen, es ist ja so natürlich. Wenn ich mich ganz ruhig verhalte, kehrt es gern nach hinten zurück und schläft ein — es muß viel Schlaf nötig haben — und wenn ich es dann nicht störe, so habe ich keine Schmerzen. Ich meine es auch sehen zu können, wenn ich so nach oben blicke. Nun, der Doktor wird ihm schon beikommen — große Ruhe, große Ruhe — ja —“ sie nickte vor sich hin.

Er ließ sie ausreden, während er sanft ihre weiche Wange streichelte. Wie Bergeslast legte es sich ihm aufs Herz, obwohl er die Bedeutung dieser Wahnidee nicht zu beurteilen vermochte.

„Ja, der Doktor wird ihm schon beikommen,“ sprach er nun, obgleich ihm die Kehle eng und trocken war. Er stimmte ihr zu, so hatte es der Arzt ja auch gemacht; gewiß war das richtig. Es erleichterte ihn

etwas. „Und es wird alles wieder gut und mein treues kleines Weibchen ganz gesund."

Er zog sie an seine Brust.

* * *

Nach einigen Tagen bat der Medizinalrat Schuhmacher ihn zu sich. „Ich habe mit Professor Kleine brieflich konferiert, er ist eine Autorität im Gebiete der Nervenheilkunde und hält es für das beste, wenn Ihre Frau Gemahlin sich zunächst einmal nur zur Beobachtung in seine Anstalt begibt. Sie liegt nicht weit von hier und ist ein entzückendes Idyll in einem großen Parke."

Hellges schwieg eine Weile. Dann fragte er: „Hat sich der Herr Professor über die Art der Krankheit ausgesprochen?"

Der Medizinalrat zuckte leicht die Achseln. „Es läßt sich etwas Bestimmtes noch nicht sagen, ehe eine längere eingehende Beobachtung stattgefunden hat, und bestimmte Heilmethoden angewendet worden sind."

„Aber eine psychische Störung ist vorhanden?" Der ernste Mann zitterte, als er dies sagte.

„Wir müssen es wohl so nennen, aber deshalb brauchen wir noch nicht zu schwarz zu sehen. Ich denke, daß nur eine funktionelle Störung vorliegt. Ihre Frau Gemahlin ist, wenn auch in leichterem Grade, Neurasthenikerin, und funktionelle Störungen lassen sich beseitigen."

„Und andernfalls?"

„Weiter wollen wir noch nicht denken."

Es klang wenig tröstlich, was Wilhelm Hellges vernahm. Der Arzt hatte also nur noch geringe Hoffnung, aber für den Augenblick konnte er mit gutem Gewissen doch noch einige Hoffnung lassen.

Wieder ein längeres Schweigen, dann fragte Hellges: „So muß ich mich von meiner Frau trennen?“

„Es ist mein Rat. Die rationelle Beobachtung und Behandlung in einer Anstalt ist unbedingt geboten.“

„Und es muß bald sein?“

„Je eher desto günstiger. Aber wie gesagt, nur nicht die Flinte ins Korn werfen. Vor allem müssen Sie eine heitere, zuversichtliche Miene zeigen.“

Der junge Mann biß die Zähne zusammen. „Wird die Trennung lange dauern?“

„Machen Sie sich auf längere Zeit gefaßt.“

„Und wir dürfen uns während dieser Zeit gar nicht sehen?“

„Ich glaube doch. Aber das und manches andere sind Nebenfragen, deren Beantwortung sich von selbst ergeben wird. Vorderhand ist meine Sorge, ob die gnädige Frau ohne sich zu erregen in den Aufenthalt in der Anstalt willigen wird. Wie ich sie kenne —“

„Meine Frau ist sehr verständig.“

„So kenne ich sie ja auch“ — der Arzt nickte — „ich sprach ihr ja auch schon von absoluter Ruhe. Das leuchtete ihr ein.“

„Ja — Ruhe, Stille tun ihr gut. Sie sagt, dann — fühle sie nichts.“ Er scheute sich, die Wahnidee mit dem Tiere zu berühren. „Aber im Hause ist es beim besten Willen unmöglich, hierfür immer zu sorgen, denn meine Frau läßt sich nicht davon abhalten, den Haushalt selbst zu überwachen, ja Hand mit anzulegen.“

„Nehmen wir sie also bei der unumgänglich notwendigen Ruhe. Ich werde morgen vorsprechen — und dann möglichst keinen Aufschub mehr!“

Wilhelm Hellges erhob sich nicht sofort, trotzdem die Unterredung zu Ende war. So gern hätte er noch um eine Hoffnung gebeten, um ein Hoffnungsfünkchen

wenigstens, das er als nicht verlöschenden Schimmer im Herzen hegen könnte. Sollte er noch um mehr bitten und betteln? Nein, es wäre unmännlich gewesen, und auch nutzlos — jetzt!

Der Arzt erriet die Gedanken seines Besuchers. „Wir sprechen uns noch, Herr Doktor!“ Er sagte es mit der ganzen einnehmenden Herzlichkeit, die ihm eigen war, und diese wenigen schlichten Worte waren für den Augenblick der schönste Trost.

Hellges verabschiedete sich. „Meine arme Gertrud!“ murmelte er, als die Tür sich hinter ihm schloß. Langsam stieg er die Treppe hinab.

* * *

Gertrud Hellges willigte ohne besondere Schwierigkeiten in die Reise zu Professor Kleine. Der Medizinalrat verstand in liebenswürdiger, überzeugender Weise zu sprechen, anschaulich schilderte er die reizende Lage der Anstalt, die Stille der Gegend, die Ruhe im Hause, die rücksichtsvolle Pflege unter der steten Aufsicht eines erfahrenen Mannes. Starke Hoffnung auf Genesung erwuchs in der jungen Frau — sie wußte ja selbst, wie wohl ihr die größte Ruhe tat. Die schläferte das schreckliche Tier immer ein, dann besserten sich die Schmerzen, und wenn das Tier recht lange schlafen würde, immer länger, dann würde es vielleicht ganz verschwinden, und volles Glück wieder einkehren, wo jetzt die Schmerzen so viel Kummer und Sorge verursachten.

Mit Eifer sogar betrieb sie alles Nötige für ihre Abreise, wählte sorgfältig aus, was sie mitnehmen wollte, gab dem Mädchen Anweisungen bis in die kleinsten Einzelheiten, daß es ihrem Manne während ihrer Abwesenheit an nichts fehlen möge, zeigte, wo

dies und jenes zu finden sei, kurz sie bedachte alles aufs liebevollste.

So gern wäre er keine Minute von ihrer Seite gewichen, aber er wollte diese Trennung, die erste in ihrer Ehe, ihr nicht schwerer erscheinen lassen, als sie selbst sie nahm. Und sie war immer heiter in Geschäftigkeit. Nur wenn die Schmerzen sich einstellten, zog sie sich zurück, und stundenlang hörte man keinen Laut — sie mußte unbeweglich sitzen. Wenn sie dann wieder hervorkam, flüsterte sie geheimnisvoll, daß das Tier jetzt wieder eingeschlafen sei.

Das waren furchtbare Augenblicke für den Mann, der sich immer wieder der Hoffnung hingab, wenn er sein geliebtes Weib so verständig, so klar alles erwägen und anordnen sah, die schreckliche Wahnidee sei verschwunden. Und eines auch wunderte und schreckte ihn: daß die zarte Frau, die sonst vor allem kriechenden Gewürm großen Abscheu bezeigte, ohne Schaudern von einem sich schlängelnden Tiere sprach, das in ihrem Kopf seinen Wohnsitz genommen habe. Sie schien keine schreckhafte Empfindung mit diesem Gedanken zu verbinden. Sie sprach ganz ruhig, wenn die Schmerzen vorüber waren, davon, daß das Tier nun schlafe, und war nur anfänglich im Reden und in ihren Bewegungen noch leise und behutsam, um es nicht wieder zu erwecken. Aber bald wurde sie wieder frisch und unbefangen wie sonst.

Wilhelm Hellges verließ das Haus fast gar nicht. Viel saß er am Schreibtische, aber arbeiten konnte er nicht oft. Nur seiner Frau wegen stellte er sich so. Seine ganze Energie mußte er aufbieten, wenn die Arbeit ihn den Gedanken entreißen sollte. —

Es war ein sonniger Junimorgen, als der Wagen vor der Tür hielt, der beide zum Bahnhof bringen

sollte. Während das Mädchen mit dem Kutscher das Gepäck hinuntertrug, ging die junge Frau noch einmal mit ihrem Manne durch die Räume der Wohnung, um einen letzten Blick über alles zu werfen. Sie hatte den Arm um seine Schulter gelegt, die linken Hände ruhten fest ineinander. Als sie ins Arbeitszimmer kamen, wo an der Wand sein großer Schreibtisch stand mit dem wuchtigen Lutherstuhle davor und ganz in der Nähe am Fenster ihr Nähtischchen, auf dem alles zierlich geordnet lag, fühlte er plötzlich, daß sie weinte.

„Mein mutiges Lieb!" raunte er zwischen den Zähnen, denn auch ihm brannte es in den Augen.

„Da — dort — sitzest du," stieß sie hervor, „und da — niemand —" sie wies auf ihr trautes Plätzchen, von dem aus sie so oft, still wie ein Mäuschen, mit Stolz und in quellender Liebe ihres Mannes Schaffen beobachtet hatte.

Er raffte sich zusammen. „Bald wird meine kleine Gertrud wieder da sitzen und ohne die bösen Schmerzen."

Da schrie sie auf, schluchzend: „Nein, nein, ich komme nie wieder — ich weiß es! — Ich gehe nicht — ich will hier sterben!"

„Kind, Liebling, welch ein Gedanke!" Eiseskalt durchlief es ihn.

Sie starrte vor sich hin. „Sterben will ich ja," murmelte sie dann, „aber nicht in der Fremde — bei dir!"

„Sprich nicht so, Gertrud!" fast schroff verwies er ihr den Gedanken, doch atmete er, als müßte er Bergeslast auf der Brust heben. „Noch sind wir jung, noch wollen wir leben. Nur eine kurze Trennung, ich werde dich oft besuchen — dann wieder das ganze Glück in unserem Heim!"

Plötzlich war sie verändert. „Ja, o ja, Will — ich

werde mutig sein. Aber recht, recht oft mußt du mich besuchen, und wenn es auch nur wenige Wochen werden, die ich wegbleiben muß. — Und nun komm."

Noch ein langer heißer Kuß, und sie gingen hinaus.

Am Abend kehrte Wilhelm Hellges allein zurück. Es hätten freundliche Gedanken sein können, die er mit heimbrachte. Schon Professor Kleine, dieser bewegliche, joviale Herr mit dem ausdrucksvollen Kopfe eines Schauspielers, erweckte durchaus nicht die Befürchtung, als müßte man sich, wo er eingriff, schwarzen Gedanken hingeben. Sehr klar und verständig hatte er gesprochen, ohne viele Worte, doch der Hoffnung breiten Raum gelassen. „Kollege Schuhmacher hat mich über alles unterrichtet, lassen Sie das weitere getrost meine Sorge sein." Er sah die junge Frau prüfend mit seinen klugen Augen an. „Es wird Ihnen schon bei uns gefallen. Jedem meiner Patienten ist es schließlich noch in dieser oder jener Hinsicht schwer geworden, von hier zu scheiden, wenn auch noch so liebe Verhältnisse ihn zu Hause erwarteten." Trotz seines Äußeren, das gar nicht dem eines Arztes entsprach, hatte er doch durch seine bestimmte Art einen vertrauenerweckenden Eindruck auf den jungen Gelehrten gemacht. Auch Gertrud, die ihm zuerst scheu und zagend gegenübergetreten war, hatte bald ihre volle Natürlichkeit wiedergefunden.

Zwei reizende Zimmer waren ihr im ersten Stock angewiesen worden. An der Ecke nach hinten hinaus das Wohnzimmer, daneben ein kleines einfenstriges Schlafgemach. Beide, hell tapeziert und mit freundlichen Möbeln ausgestattet, heimelten beim ersten Betreten schon an. Sie gewährten Ausblick in einen weiten Park mit schattigen alten Bäumen und wohlgepflegten Wegen. Weit standen die Fenster offen, als der Pro-

fessor das Ehepaar hineinführte; goldener Sonnenschein, vom spielenden Blätterschatten belebt, goß die Hoffnungsspender des Menschen, Licht und Wärme, ringsum in reicher Fülle aus. Und tiefe Stille im Hause und draußen.

Doch diese gerade legte sich Hellges schwer aufs Herz, als er im Wohnzimmer zum Park hinaussah, während seine Frau nebenan mit dem Stubenmädchen in der großen weißen Schürze und Haube ihren Koffer auspackte.

Nachdem das erste Zagen, mit dem sie dieses Haus betreten hatte, überwunden war, zeigte sie sich sehr eifrig, sich einzurichten und zu gewöhnen. „Ich will hier gesund werden, und hier werde ich gesund werden," wiederholte sie oft — zu oft, als daß es nicht ihre innere Unruhe verraten hätte. Sie hatte es auch gegen den Professor ausgesprochen, der sehr beifällig dazu nickte.

Abschied hatten die Gatten dann ziemlich schnell genommen. Frau Gertrud war zum Tee gerufen worden um vier Uhr, wo sie auch die anderen Gäste des Hauses kennen lernen sollte. Hellges wollte nach dem Bahnhofe, trotzdem er noch eine Viertelstunde hätte bleiben können.

„Wann kommst du wieder?" fragte sie.

„In acht Tagen."

„Und vorher schreibst du mir einmal?"

„Öfter. — Und du schickst mir auch Nachricht?"

„Gewiß — und recht gute hoffentlich. Ich will ja gesund werden."

„Adieu, Gertrud."

„Adieu, Will."

Schnellen Schrittes ging er davon, während die junge Frau dem Mädchen in den großen Salon folgte,

wo der Tee eingenommen wurde. Tapfer wischte sie sich eine Träne aus dem Auge. —

Hellges war Dozent der nordgermanischen Sprachen und ihrer Literatur; er las nur viermal in der Woche früh von acht bis neun Uhr an der Universität, die übrige Zeit arbeitete er zu Hause, wo fast immer am Fenster seine Frau hinter ihm saß. Er hatte sich völlig daran gewöhnt, und es störte ihn fast niemals, wenn sie auch in seine tiefste Versunkenheit eine gänzlich abliegende Frage oder Bemerkung einwarf. Es war ihm meist wie eine Erfrischung des angespannten Geistes.

Nun saß er allein im Heim, wo jedes Stück der Einrichtung, jedes Fleckchen eine Erinnerung in sich schloß. Fünf Jahre waren sie verheiratet und nie länger als auf Stunden getrennt gewesen. Überall schaute ihn jetzt die Erinnerung, welchen Raum er auch betrat, wohin er auch den Blick wandte, mit ihren stillen, wehmütigen Augen an. Aus der Ruhe, der Einsamkeit wähnte er, müßte ihm die geliebte Gestalt seiner Frau entgegentreten.

Das Mädchen hatte für ihn den Tisch zum Abendbrot gedeckt, nun brachte sie auch den Tee. Sie war erst seit einem halben Jahre im Hause, eine nicht mehr ganz junge Person.

„Ich brauche Sie dann weiter nicht, Marie — Sie können zu Bett gehen."

„Klingeln Herr Doktor nur, wenn ich abräumen soll, ich kann noch aufbleiben."

„Es kann alles bis morgen stehen bleiben."

„Dann gute Nacht, Herr Doktor."

Erst nach einer Weile, nachdem das Mädchen zur Tür hinaus war, sagte er ein verlorenes „Gute Nacht".

Der Tisch stand vor ihm gedeckt wie sonst, und

doch — der Teller, die Tasse, das Besteck dem seinigen gegenüber fehlten. Es mutete ihn eigen an. Für ihn war auf seinem gewohnten Platze gedeckt, dem Sofa gegenüber, so daß er mit dem Rücken gegen das Zimmer saß. So hatte seine Frau gemeint, daß es ihm am liebsten sei. Es war auch so. Er hätte nicht auf ihrem Platze sitzen mögen. Der mußte ihr bleiben.

Er setzte sich, schenkte sich eine Tasse Tee ein, doch plötzlich stand er wieder auf, ging ans Büfett, nahm den silbernen Ring seiner Frau mit der Serviette, die sie noch blütenweiß hineingeschoben hatte, sowie ihr Besteck und legte beides an die gewohnte Stelle. Auch einen Teller stellte er dazu und eine Tasse, die er gleichfalls im Büfett fand. Nun war es traulicher — er wollte es immer so machen, Abends wenn das Licht brannte, und er sich abgeschlossen von der Außenwelt im eigenen Heim befand. Er konnte dann alles selbst wieder wegräumen, so daß das Mädchen nichts sah. Er wollte zu keinem Gerede Veranlassung geben. Früh und Mittags war es nicht nötig, da lenkten die tägliche Beschäftigung und die Gedanken, die darauf gerichtet waren, ab.

Nachdem Hellges mit Appetit zu Abend gegessen hatte, was seine Frau noch für ihn ausgewählt, zündete er sich in leichterer Stimmung eine Zigarre an und nahm die Zeitung vor. Ein längerer Artikel über Island fesselte ihn — da plötzlich meinte er die Stimme seiner Frau zu hören, ganz deutlich erklang sie vor seinem Ohr. Er sah auf — im Augenblick wußte er, daß es eine Halluzination gewesen sei. Aber es drückte seine Stimmung nicht wieder herab, der dumpfe Druck, der seit der Abreise am Morgen auf ihm gelegen hatte, war gewichen. In längstens einigen Monaten würde seine Gertrud wieder in diesen Räumen schalten und

walten und gewiß ohne die bösen Kopfschmerzen. Und sollte es den Ärzten nicht gelingen, diese zu vertreiben, dann wollte er getreulich ihr Leid mit ihr tragen. Wo gibt es auf der Welt kein Leid? Sie waren ja lange so schattenlos glücklich gewesen!

Als er ziemlich spät in der Nacht ins Schlafzimmer ging, mutete es ihn wieder gar eigen an, wie er sein Bett aufgedeckt sah und daneben gleichmäßig überall mit einer Gipüredecke überdeckt das Bett seiner Frau. So gefiel es ihm nicht, wenn er auch wehmütige Stimmung abwehrte. Seine Zuversicht hatte sich in den wenigen Stunden im eigenen Heim, wenn er auch einsam war, gehoben. Dies Heim konnte nicht ohne sein geliebtes Weib bleiben, sie gehörte unlösbar dazu. Und deshalb mußte sie wiederkehren.

Er deckte das Bett ab, ordnete die Kopfkissen und das Plumeau — so war es ihm lieber. Ehe er das Licht löschte, blickte er noch einmal hin. Das Bett war leer — gewiß — aber ohne das dunkle Köpfchen war es ja eigentlich gar nicht denkbar. Das mußte bald da wieder liegen, um von ihm den Schlummerkuß auf die Stirn zu erhalten. „Gute Nacht," murmelte er, wie er es gewohnt war, und schlief bald fest. —

Die ersten Nachrichten, die er nach einigen Tagen von seiner Frau in einem Briefe empfing, lauteten gut. Sie fühlte sich wohl in der Anstalt. Das Leben sei aufs pünktlichste geregelt, jeden Morgen müsse sie ein lauwarmes Bad nehmen, nach dem sie tüchtig frottiert werde, dann käme, zweimal am Tage, schwedische Heilgymnastik daran, bei der sie kräftig durchgerüttelt und geschüttelt werde. Klavierspielen dürfe sie auch in der Stunde vor Tisch, und es stehe ihr überhaupt frei, sich zu beschäftigen, wie sie wolle —

mit Handarbeiten, Lesen — sie habe in der Bibliothek schon interessante Bücher gefunden — mit Tennis- oder Croquetspielen, Arbeiten im Garten, Spazierengehen. Nur solle sie sich keiner Beschäftigung zu lange hingeben, alles höchstens eine halbe Stunde, dann wieder etwas anderes. Aber nie dürfe sie ohne Beschäftigung sein. Schlafen am Tage sei ihr nur erlaubt, wenn sie sich nach ernstlicher Prüfung gar zu müde fühle. Zu Hause habe sie sich nach Tisch doch immer hinlegen müssen, bis jetzt aber habe sie sich sehr gut überwunden. Nächstens solle auch Automobil gefahren werden, darauf freue sie sich schon sehr.

Die übrigen Bewohner der Anstalt, vierzehn im ganzen, neun Damen und fünf Herren, seien alle furchtbar nervös; sie selbst komme sich gegen die gar nicht nervös vor. Oft seien deren Angewohnheiten komisch, doch käme sie ganz gut mit allen aus. „Die meisten halten sich zurückgezogen, besonders sympathisch ist mir eigentlich niemand. Ich bleibe sehr gern allein — nur immer muß ich mich beschäftigen, aber, ich erwähnte es vorhin schon, nie lange mit derselben Sache. Es wird genau Obacht gegeben, und wie sie so erscheinen, das weiß ich nicht, aber bin ich einmal zu lange bei etwas, gleich ist der Professor da oder sein Assistent, Doktor Täubert, ein sehr liebenswürdiger Herr, oder das Mädchen mahnt: ‚Etwas anderes, etwas anderes, gnädige Frau!‘ Und sie bleiben, bis ich etwas anderes vornehme. Es ärgert mich oft, wenn ich mit rechtem Eifer bei etwas bin, aber das kümmert sie nicht.

Fast ganz hätte ich vergessen, von meinen Kopfschmerzen zu schreiben, und das ist doch eigentlich die Hauptsache“ — so endete der Brief — „und da kann ich Dich sehr erfreuen. Ich habe sie weit seltener gehabt

und wenn sie kamen, habe ich mich ruhig hinsetzen dürfen wie zu Hause, nur hat der Professor mich gebeten, genau aufzupassen, ob wirklich ein Tier da sei. Ich könne mich doch vielleicht täuschen. Er glaubt nicht daran, das sehe ich ihm an — und ich weiß nicht, vielleicht hat er recht, wenn er sagt, die Schmerzen könnten doch auch in einfacherer Weise ihren Ursprung haben, wie zum Beispiel Magen- oder Herz- oder Zahnschmerzen, nur aus den Nerven. Aber ich weiß doch nicht. Das werde ich ja auch noch sehen, und wenn sich die Schmerzen nur verlieren, ist es ja eigentlich ganz einerlei, woher sie gekommen sind."

Wilhelm Hellges war glücklich, als er diesen Brief empfing; er antwortete sofort in herzlicher Weise, und dann ging ihm die Arbeit, mit der es bis dahin nichts Rechtes hatte werden wollen, zum ersten Male wieder gut von der Hand.

Auch sein erster Besuch stimmte ihn nicht herab. Er fand das Leiden seiner Frau wirklich gebessert. Und sie war gern in der Anstalt. „Erst wenn ich ganz gesund bin, komme ich wieder — du sollst keine Sorge mehr haben."

„Und weißt du," flüsterte sie ihm auch zu, „was mich sehr beruhigt hat? Eigentliche Geisteskranke nimmt der Professor nicht oder behält sie nicht. Ich habe es dir nicht sagen wollen, aber ich hatte Furcht, ich könne geisteskrank werden und das mit dem Wurm sei schon ein Anzeichen davon. Doch der Professor sagt, wenn das Tier auch nur eine Einbildung wäre, so sei ich deshalb doch ganz gesund und brauche an so etwas gar nicht zu denken."

„Du redest es dir auch gewiß nur ein, Gertrud."

„Meinst du?" Suchend gingen die Augen nach oben. „Es kann ja sein. Aber — eigentümlich."

Sein Blick wurde besorgt.

Da fuhr sie fort: „Jedenfalls werden die Schmerzen ja weniger, und weiter wollen wir doch nichts.“

Das beruhigte ihn wieder, sie hatte ja recht, und mit dem Leiden mußten doch auch die Begleiterscheinungen, die fixe Idee, schwinden.

Den Professor bekam er nur auf wenige Minuten allein zu sehen. Er schien sehr beschäftigt, bot aber gleichwohl dem Doktor einen Stuhl, den dieser indes, im Gefühl nicht aufhalten zu dürfen, ablehnte.

Es lasse sich nicht ungünstig an, war die Auskunft, die er hier bekam. Sie schien ihm etwas kurz und karg, aber der Professor war sichtlich sehr in Anspruch genommen. Gerade auch wurde er ans Telephon gerufen, so daß Hellges sich verabschiedete.

Den Assistenten lernte er auch kennen, als er mit seiner Frau im Park spazieren ging. Gertrud stand mit ihm anscheinend ein wenig auf dem Neckfuß; so kam er nicht dazu, ihn viel zu fragen. Es schien ihm auch nicht ganz passend, nachdem er beim Professor gewesen war.

Nach Hause zurückgekehrt suchte er den Medizinalrat Schuhmacher alsbald auf und erzählte ihm von den bisherigen Ergebnissen der Anstaltsbehandlung. „Das klingt ja recht gut,“ meinte der. „Übrigens habe ich selbst vom Professor noch keine Nachricht erhalten. Er hat viel zu tun und ist sehr vorsichtig, ehe er sich auch Kollegen gegenüber äußert. Er beobachtet scharf und gründlich. Also die Schmerzen treten seltener auf?“

„Ja.“

„Sicherlich ein gutes Zeichen.“ Der Medizinalrat strich sich über den Bart und wiederholte nach einer Weile: „Ohne Frage ein gutes Zeichen. — Und wie ist es mit dem Tiere im Gehirn?“

„Daran glaubt sie noch, wenn es mir auch scheint, als beginne sie hin und wieder zu zweifeln.“

„Vortrefflich! — Solche fixe Idee braucht durchaus nicht zu sein, was man eine geistige Störung nennt. Es gibt da sehr feine, aber für den Fachmann wohl erkennbare Grenzen. Eine solche Idee kann aus rein funktioneller Störung im Organismus entstehen — gerade bei neurasthenischen Naturen. Häufige heftige Schmerzen, wie bei Ihrer Frau Gemahlin, lassen das Denkvermögen nicht ganz unbeeinflußt, der Gedanke an ein Tier im Gehirn ist bei der Art der Schmerzen, ihrer schleichenden Ausbreitung naheliegend, wird allmählich zu einer Idee, die sich durch die wiederkehrenden Schmerzen stets erneuert und, durch Sorgen und Befürchtungen genährt, endlich zu einer ‚fixen Idee‘ entwickelt. Die logischen Hemmungen, die uns unter normalen Umständen an einem Hineingleiten in Widersinniges verhindern, werden schwächer, scheiden ganz oder teilweise aus, und die fixe Idee dominiert. Ähnliches erlebt ja jeder im Traum, wo die Hemmungen der Logik so oft völlig oder zum Teil nicht vorhanden sind.“

„Läßt sich da nicht mit Suggestion etwas machen?“

„Kaum — die Autosuggestion infolge der Schmerzen wird doch wieder mächtiger.“

„Oder — Sie verzeihen, Herr Medizinalrat — ich habe auch schon gedacht, man gibt ihr zu, es sei ein Tier da, schlägt eine Operation vor, chloroformiert und sagt dann, die Operation sei gelungen, das Tier entfernt. Sie kann ja zur Bestärkung ruhig ein paar Tage im Bett bleiben, acht Tage oder länger mit verbundenem Kopf gehen.“

„Auch das würde auf die Dauer nicht helfen,“ entgegnete der Arzt, „wenn die Schmerzen nicht zugleich beseitigt werden. Wenn die Patientin auch im

festen Glauben ist, daß die Operation vorgenommen, mit Erfolg vorgenommen sei, mit den Schmerzen würde die alte Idee auf irgend einem Wege zurückkehren, zum Beispiel daß doch noch etwas von dem Tier nachgeblieben und wieder gewachsen, oder daß ein Junges vorhanden oder überhaupt zwei Tiere dagewesen seien — kurz, das Tier würden wir immer wieder haben. Es gilt eben, die Schmerzen in ihrer Ursache zu beseitigen. Wenn es sich nur um funktionelle Störungen handelt, so ist bei der Diagnose, die ich dem Professor über den allgemeinen Zustand und die Krankheitsgeschichte Ihrer Frau Gemahlin geben konnte und nach seiner eigenen Untersuchung die von ihm angenommene Behandlungsmethode entschieden das Richtige. Sie bezweckt Stärkung des Nervensystems auf mechanischem Wege — auch das Rütteln in Automobilen hat sich neuerdings schon sehr günstig erwiesen — und Eröffnung neuer Gedankengänge durch wechselnde, nie zu einem selbstgewollten Ende geführte, sondern rein äußerlich nach der Uhr abgebrochene Beschäftigung. Es bricht dies die Selbständigkeit des Wollens und Denkens, was in diesem Falle von Vorteil ist, und bekämpft dadurch die nur im eigenen Innern entstandene und behauptete Idee. Vielfache Abwechslung lenkt die Gedanken hierher und dorthin, es wird keinem Gedanken nachgehangen, wie man so sagt, sondern buntfarbig, kurz und logisch gedacht — die logischen Hemmungen stellen sich auch für die fixe Idee wieder ein. Außerdem ist auch von der diätetischen Behandlung Gutes zu erwarten. Ich hoffe, Ihnen verständlich gewesen zu sein?"

„Sicherlich, Herr Medizinalrat." —

Wilhelm Hellges war von dieser Unterredung beruhigt und auch wieder nicht. Es schien ihm ganz

verständlich, was der Medizinalrat gesagt hatte, aber warum hatten ihm beide Ärzte nicht, da sich das Leiden seiner Frau, die Schmerzen wenigstens, fraglos gebessert hatten, was ja von größter Bedeutung sein mußte, kurz und bündig gesagt: die Heilung ist zu erhoffen? Er war doch vernünftig genug, einzusehen, daß er keine absolute Bürgschaft und Sicherheit verlangen könne. Die gab es doch überhaupt nie und nirgends.

Er grübelte und sann, aber er kam zu keinem anderen Ergebnis, als daß er nicht fest auf die Heilung vertrauen, sondern ernster Besorgnis noch Raum lassen müßte. Aber er blieb mit seinen Sorgen im Dunkeln. Seltsamerweise war ihm das entscheidende „Wenn“ in der Rede des Medizinalrats entgangen. Da gab es also noch ein anderes „Wenn“. Daran aber dachte er als Laie nicht. —

Drei Wochen verstrichen in wechselnder, doch im allgemeinen steigender Hoffnung. Mit den Schmerzen besserte es sich noch, wenn auch verhältnismäßig immer langsamer.

Bei einem Besuche an einem Sonntag fiel es ihm, während er nach Tische seiner Frau in ihrem Zimmer vorlas, auf, daß ihre Augen wieder öfter als sonst suchend nach oben gingen.

Plötzlich legte sie ihm die Hand auf den Arm. „Still — vielleicht zieht es sich dann wieder zurück“ — flüsterte sie — „sitz ganz still—ich möchte doch nicht, wenn du hier bist, Schmerzen haben.“

Sie schob im Sitzen ihren auf Rollen laufenden Sessel einige Schritte zurück.

„Ich kann sehen, wie es sich langsam vorreckt — genau wie die Schmerzen gehen.“ Ihre Augen lagen ganz nach oben.

Wilhelm Hellges erschrak tödlich, zum ersten Male seit Wochen sprach sie so bestimmt. Er wagte es nicht sich zu rühren, ein Wort zu sprechen, matt ließ er das Buch in den Schoß sinken. Noch einmal richtete die Leidende einen Blick auf ihn, einen schmerzlichen Blick, der sich verlor, dann senkten sich die Lider, der Kopf beugte sich ein wenig vornüber, und so blieb sie regungslos sitzen.

Zum offenen Fenster herein drang der Duft der blühenden Linden, leise wisperte ein Windhauch in den Blättern, Vögel zwitscherten.

Unbeweglich saß die Kranke, nur bisweilen verriet ein schwaches Stöhnen, daß noch Leben in ihr sei.

So gern hätte er eine teilnehmende Frage getan, ein liebreich tröstendes Wort an sie gerichtet, aber er wagte es nicht. Nur unhörbar machte er bisweilen eine Bewegung, wenn ihm ein Glied zu erstarren begann. Und in der tiefen Stille kam die graue Sorge geschlichen und stellte sich an seine Seite. Tieftraurige Gedanken wehten von ihr aus — bald heiß von innigem Mitgefühl brannte das Herz, bald erschauerte es eiseskalt in schreckhaften Bildern.

Wohl eine Stunde verging so, dann endlich hoben sich langsam die weißen Lider, die großen Augen glitten nach oben. Eine ganze Weile verharrten sie so, die Lippen öffneten sich ein wenig, wie zu einem Schimmer von Lächeln, und dann richtete sich der Kopf in die Höhe. Die Augäpfel bewegten sich, schienen aber nichts zu sehen, und immer wieder glitten sie nach oben.

Endlich ein tiefer Atemzug, und verwundert blickte die junge Frau. „Du hier, Will — ach ja — ich hatte dich ganz vergessen.“ Nun ein geheimnisvolles Flüstern: „Es ist jetzt schlafen gegangen.“ Ein drückendes Schweigen folgte, dann kam es langsam heraus: „Die Schmerzen

— o du glaubst es nicht, wie sie mich quälen, wenn das Tier durch alle Windungen meines armen Gehirns kriecht! Bald scheint es mir alles zu lähmen, dann wieder bohrt es, als sei es glühend sich windender Stahl. Jetzt ist es eingeschlafen — Gott sei Dank! "Sie wagte leicht den Kopf zu schütteln und nickte dann ihrem Manne befriedigt zu. „Es schläft — ja." Sie stand auf, ging zu ihm und ließ sich neben ihm auf den Teppich nieder, die Arme auf seine Knie legend, und sah zu ihm empor.

„Meine liebe Gertrud!" er strich ihr sanft über die Stirn, doch zugleich erschrak er: „Darf ich das?"

„Ja, ja" — ein Schein von Glück flog über ihr Gesicht — „es schläft ja jetzt, ich sagte es dir ja schon. Da wacht es so leicht nicht auf."

Er seufzte leise.

„Armer Will" — sie schmiegte die Wange an seine Hand — „ich glaube, ich muß mich schon daran gewöhnen, daß das Tier da ist. Wenn nur nicht die Schmerzen gar so arg wären! Der Professor scheint ihm nicht beikommen zu können."

„Armer Liebling!" des gequälten Mannes Herz war zum Springen voll.

„Wäre es nicht besser, ich ginge wieder mit dir, Will, in unser Heim zurück?"

Er sprach ihr Trost zu, ermutigte sie, auszuharren, suchte ihre Hoffnung zu beleben, die, seitdem während der letzten Tage die Schmerzen wieder häufiger sich einstellten, sehr gesunken war. Ein bedrücktes, bangendes Herz findet aber keine überzeugenden Worte.

Gleichwohl versprach sie ihm, mutig zu sein, noch zu bleiben, den Aufenthalt in der Anstalt, der ihr zu mißfallen begann, zu verlängern. „Dir zuliebe — weil ich dich so lieb habe, Will — nur für dich

lebe.“ Und während sie dies sprach, wurde sie wieder fröhlich.

Sie begleitete ihn zum Bahnhof, es war Zeit geworden. Heiß küßten sie sich, er schaute zurück, solange er konnte, grüßte mit dem Taschentuch — noch lange sah er ihr wehendes Tüchlein, bis der Zug der Nebenbahn ihn in eigenwilliger Kurve entführte. —

Von nun an stellten sich die Schmerzen häufiger ein, bisweilen mehrmals am Tage. Doch blieben sie meist erträglich, die Anfälle waren aber dafür von längerer Dauer und lähmten, so lange sie währten, den Geist völlig. Die Idee, daß ein Tier vom Hinterhaupte aus durch alle Windungen des Gehirns krieche, stand bei der Leidenden felsenfest.

Die Behandlungsweise, die anfangs eine Besserung herbeigeführt hatte, versagte. Einiges neue wurde versucht, aber erfolglos.

Zu Stunden furchtbarer Seelenqual wurden dem Manne die Besuche. Er sah sein geliebtes Weib leiden und vermochte nicht zu helfen. Seine Worte, die Mut und Trost zusprechen wollten, entbehrten des glaubhaften Tones; er fühlte es wohl, aber er war nicht im stande, ihnen mehr Kraft zu verleihen, da sein Herz unaufhörlich von den schwersten Befürchtungen zerrissen wurde. Zur Arbeit gebrach es ihm an jeder Lust, er mußte sich dazu zwingen, aber nur selten gelang es ihm, mit voller Aufmerksamkeit tätig zu sein, immer zogen Gedanken an die fern von ihm Leidende nebenher. Nur ein halber Blick rechts oder links von den Büchern, vom Manuskript weg, und er mußte sich erst wieder gewaltsam den trüb wehenden Schleiern der Sorge entreißen.

Seine Frau begann in der Anstalt ungeduldig zu werden. Der Aufenthalt dort nütze ihr nichts, große

Summen würden verschwendet, und wenn ihr doch nicht geholfen werde, könne sie ihre Schmerzen ebensogut zu Hause ertragen, wo immer ihr Will bei ihr sei. Sie wurde launisch, da alle, auch ihr Mann, ihr zuredeten, noch zu bleiben, es kamen Stunden großer Gereiztheit, die dann wieder tiefer Niedergeschlagenheit Platz machten.

„Wenn ich hier bleiben soll, dann bin ich ja wirklich geisteskrank — verrückt — mein Gott, wie soll das enden!“ Alles verwirrte sich ihr.

Der Professor und sein Assistent sprachen ihr zu. Das half für kurze Zeit. Doch immer öfter wiederholte sie, sich feindselig abkehrend: „Geben Sie sich doch keine Mühe — ich bin ja schon irre! — Nicht? — Nun dann werde ich es sicher — hier ganz gewiß.“

Sie begann die beiden Ärzte als ihre Feinde zu betrachten, auch das Mädchen, das ihr sehr zugetan war, sah sie bisweilen mit mißtrauischen Augen an. Es übertrug sich dieses Mißtrauen je nach ihrer augenblicklichen Stimmung auch auf jeden anderen Menschen, mit dem sie zusammenkam. Doch einmal versprach sie dem Mädchen Geld, wenn es sie nach Hause zu ihrem Manne begleiten werde. Die aber wußte ihr diesen Gedanken geschickt auszureden und machte pflichtgemäß dem Professor Anzeige, der nun eine unsichtbare, aber sorgfältige Überwachung eintreten ließ. —

Eines Tages, als Hellges kam, um seine Frau zu besuchen, wurde er vom Portier benachrichtigt, daß der Professor ihn zu sprechen wünsche. Seine Frau schlafe.

„Es ist doch nichts passiert?“ fragte er gepreßt.

„Nein, Herr Doktor.“ Der Mann war völlig unbefangen.

Das Mädchen kam hinzu. „Die gnädige Frau hat ihre Schmerzen."

Weh zuckte es über das Gesicht des Dozenten, ein Augenblick des Zauderns, dann ging er schnellen Schrittes zum Zimmer des Professors.

Die Herren begrüßten sich mit einem Händedruck. Der Professor bot dem Dozenten einen Stuhl an seinem Schreibtisch, von dem er sich erhoben hatte, und setzte sich dann selbst wieder.

„Ihre Frau Gemahlin," begann er, „ist jetzt lange genug unter meiner Beobachtung, so daß ich mir ein abschließendes Urteil erlauben kann."

In fiebernder Spannung saß Wilhelm Hellges, er wußte, was er hören würde, ähnlich dem auf dem letzten Gange Hinausgeführten, dem das Urteil verlesen wird. Blauer Himmel, leuchtende Sonne, warme, schmeichelnde Luft — und doch nur ein leerer Schein vor den Augen, und im Herzen ein Schauern.

„Was nützt es, hinter dem Berge zu halten," fuhr der Professor fort, „wenn ein Mann zum Manne spricht. Das Leiden Ihrer Frau Gemahlin ist ein organisches, wir haben es mit Veränderungen in der Großhirnrinde zu tun."

„Also ist meine Frau geisteskrank?"

„Ja."

„Und es besteht keine Hoffnung auf Heilung?"

„Als Arzt muß ich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft mit einem Nein antworten, als Mensch sage ich: verzweifeln Sie nicht — solange Leben ist, ist Hoffnung!"

„Und wie lange wird meine Frau noch leben?"

„Das entzieht sich jeder Berechnung. Es können noch viele, viele Jahre sein. Tödlich ist das Leiden an sich nicht."

„Und die geistige Umnachtung wird sich steigern?"

„Nach den bisherigen Erfahrungen meiner Wissenschaft ist das anzunehmen. Aber die Krankheit braucht nur langsam fortzuschreiten, wie ich nach meinen Beobachtungen in diesem speziellen Falle anzunehmen geneigt bin."

„Und wie wird sie sich gestalten?"

„Zeiten klaren Verstandes werden mit Perioden physischen Schmerzes und der Wahnvorstellung wechseln. Melancholische Stimmungen werden sich einstellen, sie werden den Gedanken an Selbstvernichtung wecken, auch Tobsuchtsanfälle sind nicht ausgeschlossen. Deshalb ist mein Rat, Sie bringen Ihre Frau Gemahlin in einer Irrenanstalt unter. Einstweilen aber bin ich noch gerne bereit, sie in meiner Obhut zu behalten."

Schweren Blickes starrte der unglückliche Mann zu Boden. Nach einer Weile hob er den Kopf. „Und meine Frau wird wissen, daß sie geisteskrank ist?"

„Darüber wird es keine Täuschung geben."

„Also Trennung auf ewig noch in diesem Leben." Voll sah Wilhelm Hellges dem Arzte ins Auge, aber schnell wieder wandte er den Blick. Was er in dieser Minute fühlte — er mußte es in sich bergen, für sich ganz allein.

Nach einem bangen Schweigen begann er wieder: „Kann ich meine Frau nicht mit mir nehmen — für einige Zeit wenigstens noch, für einige Monate — einige Wochen? — Es soll ihr an nichts fehlen, nicht an der sorgsamsten Pflege."

„Sie können es wohl. Sie haben ja zu jeder Stunde den Medizinalrat Schuhmacher zur Seite. Aber ich würde eigentlich nicht dazu raten. Sie können nicht unbefangen sein und bereiten sich nur nutzlose Qual."

„Das ist gleichgültig, wenn ich meiner Frau dadurch nur noch eine glückliche Spanne Zeit bereiten kann. In einer Irrenanstalt wird sie verzweifeln."

„Fürchten Sie das nicht — es gewöhnt sich ein jeder ein."

„Aber die lichten Zeiten?"

„Ein Mensch kann mehr ertragen, als man meint — der Geist richtet sich ein."

Wieder ein schweres Schweigen. Dann fragte Wilhelm Hellges mit Entschlossenheit: „Ich kann also meine Frau mit mir nehmen?"

„Ja — aber der Tag kann bald kommen, wo die Trennung unvermeidlich ist."

„Dann soll sie mit mir nach Hause kommen!" Wie in Begeisterung leuchtete sein Auge.

„Hören Sie doch noch einmal meinen Rat, Herr Doktor. Lassen Sie die Trennung lieber gleich sein. Ein kraftvoller Schnitt bleibt das beste."

„Nein — ich nehme sie mit. Ich kann meine Frau noch nicht von mir stoßen."

„Dann werde ich dem Medizinalrat entsprechend schreiben."

Wilhelm Hellges erhob sich. „Ich danke Ihnen, Herr Professor." Sein Körper war wie in Schweiß gebadet. Aber auch auf der Stirn des Arztes glänzten Tropfen.

„Darf ich meine Frau heute schon mit mir nehmen?"

„Ja. Doch jetzt, ehe Sie zu Ihrer Frau Gemahlin gehen, machen Sie noch einen Spaziergang, um sich zu beruhigen und zu sammeln."

„Sie haben recht. Ich fühle, es ist nötig."

„Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Frau Gemahlin, sobald der Anfall vorüber ist, erfährt, Sie seien noch ein wenig spazieren gegangen, um sie nicht zu stören."

Wortlos, mit zusammengepreßten Lippen entfernte sich der Dozent. Eine eiseskalte Hand hatte in der des Arztes gelegen. —

Hellges ging durch den Park. Erst allmählich konnte er wieder einzelne Gedanken fassen. Eine Zukunft ohne Hoffnung, ohne Trost — sein geliebtes Weib leidend, ohne Hoffnung, ohne Trost — nach Wochen vielleicht schon in einer Anstalt, hinter Gittern eingepferchl für eine Qual in den lichten Zeiten, die nicht auszudenken war. Ein leichteres Los, tausendmal leichter wäre ein plötzlicher Tod gewesen.

Er sah nicht das Grün der Bäume, die spielenden Blätterschatten auf dem Sonnenlicht der Wege taten ihm weh, ihn schauerte trotz der heißen Hochsommerluft. Wer ihm begegnete, er hätte es nicht sagen können, mechanisch zog er den Hut, wenn er an jemand vorüberkam.

Das waren Glückliche, die durften hier bleiben, geheilt werden — und sein armes Weib sollte hinausgestoßen werden, verloren für das Leben, lebendig mit noch wissendem Herzen in das furchtbarste Grab! Und er selbst sollte sie von sich stoßen, von sich reißen lassen — ohne Barmherzigkeit, mit leeren Trostesworten, die doch nur die ungeheuerlichste Lüge waren! Und in den lichten Stunden sollte sie einsam sein — er nicht bei ihr! Das konnte sie nicht ertragen, da mußte sie ja erst rasend werden oder verzweifeln!

„Nein, ich lasse sie nicht von mir! Mag es werden, wie es will, ich kann wachen, pflegen und sie bändigen — sie ist nur ein schwaches Weib — ich kann Wärter bestellen, Wächter — alles läßt sich einrichten wie in einer Anstalt. Um das Glück der lichten Zeiten kann ich sie nicht bringen — auch mich selbst nicht. O könnte doch nur für eines Herzschlages Dauer der Egoismus

einmal ganz schweigen, könnte ich etwas tun nur für sie! Immer ist es doch wieder auch für mich. Ich fluche dem Gedanken an mich in dieser Minute. — Wir zwei sind eins, treue Kameraden in Liebe — du und ich — nur so ist der Gedanke ‚für mich‘, ohne daß ich mir zu fluchen brauche, zu fassen.

Nein — wir trennen uns nicht, du bleibst bei mir. Und wenn das Licht des Geistes ganz erlischt, und der Himmel noch kein barmherziges Ende schickt, fühlst du doch vielleicht noch das Streicheln einer liebeswarmen Hand, den Hauch eines liebenden Wortes.

Bis daß der Tod uns scheide — ich habe es geschworen!“

Der feste Entschluß richtete den bis dahin ratlosen Mann auf. Er hatte wieder ein Ziel vor sich. Über Bord mit aller Arbeit, aller Wissenschaft — fortan gehörte er nur seinem Weibe!

Er war weit gegangen, er sah sich am Rande der kleinen Waldwiese, ganz am Ende des Parkes. Er blieb stehen und schaute auf das milde, vom Sonnenglanz warme Grün. Bunte Blumen waren dazwischen eingestreut, Sterne, Kelche und Glöckchen, schlicht und doch schön in ihrer Einfachheit. Schmetterlinge gaukelten, Libellen schossen hin und her mit den gläsernen Flügeln, jetzt einer schillernden Stahlnadel gleich regungslos in der Luft verharrend, dann blitzschnell verschwunden, um an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen. Sonnenstille ringsum, doch wie ferner, unendlich ferner Zusammenklang vieler Glocken das feine Weben des Waldes.

Wilhelm Hellges begann wieder zu sehen, zu hören, seine Sinne lösten sich aus dem dumpfen Banne, und die Hoffnung stahl sich wieder in sein Herz, der lichte Glückself des Menschen.

Stand es denn so felsenfest, daß der Professor recht hatte? Er war auch nur ein Mensch, und ein Mensch kann irren. Und hatte er auch wirklich die Krankheit richtig erkannt, so war es doch jedenfalls unmöglich, so genau den Verlauf im voraus zu bestimmen. Konnte nicht ein völliger Stillstand eintreten, oder ein so langsames Fortschreiten, daß noch in Jahren keine wesentliche Änderung zu bemerken war?

Seitdem die Hoffnung einmal wieder erwacht war, fühlte Wilhelm Hellges auch die Kraft in sich, zu seiner Frau zu gehen. Er wollte sie noch heute mit sich nehmen, und dann würden sie sich das Leben im eigenen Heim schon einrichten und treu miteinander die Zukunft erwarten. Er fühlte sich wieder mutig, als er das Zimmer seiner Frau betrat. Sie erwartete ihn.

„Du bleibst heute so lange, Will — wo warst du? Bist du mit einem späteren Zuge gekommen?“ Eine Falte der Ungeduld lag auf ihrer Stirn, zugleich auch blickte sie mißtrauisch.

„Ich bin im Park gewesen. Du hattest deine Schmerzen, als ich kam. Es trieb mich wieder hinaus, ich konnte nicht still sitzen und warten.“

„Ja richtig — ich weiß —“ und nun tat sie plötzlich sehr wichtig, schlich sich leise zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr: „Ja — das Tier war heute sehr, sehr ungebärdig. So lang hat es sich gereckt“ — sie hielt die Hände in einiger Entfernung auseinander — „aber jetzt schläft es. Doch ich darf nur immer ganz leise von ihm sprechen, ich glaube, es hat ein sehr feines Gehör.“ Ihre Augen glitten suchend nach oben. „Nein — es ist jetzt ganz weg, ich sehe es nicht mehr.“

„Du hast wieder leiden müssen, armes Kind!“ Er streichelte ihre Wange.

„Das bin ich ja gewohnt. Es war gut, daß du

nicht gleich gekommen bist, da habe ich noch ein wenig geschlummert — gerade wie das Tier," setzte sie lustig, mit einem übermütigen Blick, weil sie jetzt die Oberhand hatte, hinzu. „Braucht das viel Schlaf — Gott sei Dank! Wenn ich mich bewegen würde, während es kriecht, würde es viel länger wachbleiben. Sitze ich aber ganz ruhig, dann wird's ihm schneller langweilig, und es zieht sich zum Schlaf zurück. So überliste ich es."

Es schnitt dem Manne tief ins Herz, als er die wichtige Miene sah, mit der die Ärmste dieses erzählte, sich ihrer Klugheit rühmte — in diesem Augenblick die armselige Irre.

„Meine Gertrud" — er ergriff ihre Hand, flüsternd wie sie legte er den Mund an ihr Ohr — „sprich nicht so viel von dem Tier, es könnte erwachen."

Er vermochte es nicht mehr, sie anzuhören.

„Ja, du hast recht — du denkst doch immer an alles. — Wo warst du?" fragte sie. „Du bist so lange ausgeblieben!"

„Ich bin im Park gewesen."

„Ich mag den Park nicht mehr leiden."

Er wußte nichts zu sagen.

„Ich mag hier überhaupt nichts mehr leiden," fuhr sie fort, „die Zimmer sind häßlich, der Professor ist falsch, er tut freundlich, aber hinter meinem Rücken spricht er anders, und heimlich wünscht er mich weg, weil er nichts versteht, nicht im stande ist, mir zu helfen. Und doch will er mich auch hier behalten, weil er Geld damit verdient. Der Doktor Täubert ist noch der beste, aber er kann auch nicht, wie er will, und von dem Tier versteht er gar nichts, und die Mina mag ich auch nicht mehr leiden, sie ist zum Aufpasser bestellt, ob ich etwas tadle oder schlecht vom Professor rede. Siehst du, Will, so ist es hier!"

Ähnliche Reden hatte Wilhelm Hellges schon öfters hören müssen und immer beschwichtigt. Heute zum ersten Male drückten sie ihm nicht so schwer aufs Herz, denn er konnte daran anknüpfen.

„Wenn ich dich nun wieder mit mir nehmen würde, Gertrud?"

Mißtrauisch sah sie ihn an, doch dann warf sie sich mit einem Jubelruf an seine Brust. „Das mußt du, das mußt du, Will — jetzt lasse ich dich nicht! — Das hättest du nicht sagen dürfen, wenn du es nicht im Ernst willst."

Dies glückliche Aufjauchzen der Armen trieb ihm Tränen ins Auge, aber er bezwang sich, die Zähne aufeinanderbeißend. Und es zuckte ihm im Herzen von Glück. Er sollte nicht mehr von ihr getrennt sein — und nie, nie würde er sie wieder von sich lassen, mochte es kommen, wie es wollte. Erst dann, wenn völlige Nacht über ihrem Geiste lag, und sie nichts mehr empfand — aber so weit war es noch lange, lange nicht, und vielleicht kam es nie so weit. Auf dem leuchtenden Sonnengold, das ins Zimmer fiel, schwebte der lichte Glückself herein.

„Ich werde mit dem Professor sprechen," sagte er, „ob er es erlaubt, daß du mit mir kommst."

„Ja, ja, das mußt du tun! — Aber sei schlau, laß dich von ihm nicht dumm machen. Er ist sehr klug, und ich fürchte ihn oft. Aber doch will ich mit dir gehen, mit anhören, was er sagt. Denn ich kenne ihn besser als du, ich durchschaue ihn, und das weiß er. Am besten ist es, du sagst, es würde dir zu teuer — das ist ja keine Schande. Dann läßt er mich weg. Warum behält er mich sonst noch hier, wo er mir doch nicht helfen kann? Ich habe es ihm gerade ins Gesicht gesagt, daß er nichts verstehe, auch rein gar nichts. Das hat

ihn ganz kalt gelassen, er muß furchtbar abgebrüht sein."

„Ich werde schon mit ihm reden, Gertrud." Die Worte kamen aus gequälter Brust. „Bleib du nur hier — es würde dich erregen."

„Es wird dir schwer, armer Will — und du hast recht, ich gehe lieber nicht mit zum Professor, ich würde mich leicht vergessen und ausfallend werden. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Geh jetzt gleich, noch vor Tisch — o wie will ich es dir danken, daß du dies für mich tust! Geh, geh jetzt gleich, dann ist es abgemacht."

„Ja, Gertrud — sei aber ganz ruhig inzwischen. Ich kann ja auch ganz ruhig mit ihm sprechen, wir sind doch unsere eigenen Herren."

Wilhelm Hellges ging, er ließ sich beim Professor melden und erzählte ihm von dem heißen Verlangen seiner Frau, wegzukommen, von ihrer Ungeduld, ihrer Erregung.

„Und ich bin ein ganz schlechter Mensch, nicht wahr? Nun, das hat nicht viel zu sagen, es ist systematisch. Sie kennen meine Ansicht, Herr Doktor — nehmen Sie Ihre Frau Gemahlin mit, vorderhand ist ein ernstliches Bedenken dagegen ja nicht. Aber bleiben Sie in steter engster Verbindung mit Schuhmacher, und nehmen Sie noch einen Rat: Seien Sie wachsam, und wenn es sein muß, schnell zur notwendigen Trennung entschlossen. Sie stiften nur Segen damit. Vergessen Sie nie, daß Sie eine Kranke vor sich haben. Derartige Kranke entwickeln oft, wenn sie ein Ziel erreichen wollen, einen methodischen Scharfsinn, der in Erstaunen setzt, den Laien geradezu verwirren kann, ihn an jeder Erkrankung zweifeln läßt."

„Vielen Dank, Herr Professor."

„Und nun reisen Sie mit Gott, Herr Doktor. Meine

besten Wünsche begleiten Sie. Ich habe Ihre Frau Gemahlin schätzen gelernt."

Wilhelm Hellges zögerte noch, der Professor wußte, er erwartete noch einen hoffnungsvollen Zuspruch. Doch mit seinem Gewissen konnte er es nicht vereinbaren, Hoffnung zu geben. So sprach er denn: „Wollen Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht zukommen lassen, wie es geht?"

Es war doch wie ein Hoffnungswort für den schwergeprüften Mann. „Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, Herr Professor."

Die Männer schieden mit kräftigem Händedruck.

Hellges fand die Tür seiner Frau verschlossen, als er anklopfte und zugleich mit den Worten: „Ich bin's, Gertrud," eintreten wollte. Er erschrak, doch schon hörte er ihren leichten Schritt und den Schlüssel im Schlosse umdrehen. Sie war mit Packen beschäftigt, eifrig, ihre Wangen glühten.

„Ich will gleich weg, Will — keinen Bissen kann ich hier mehr essen. Aber auf dem Bahnhof will ich essen mit dir, mit dir ganz allein. Hier habe ich keinen Augenblick Ruhe mehr."

Am Nachmittage fuhr Hellges mit seiner Frau nach Hause zurück. Sie hatten noch überall Lebewohl gesagt, dem Assistenten, den anderen Patienten gleich nach dem Mittagessen, als noch alle versammelt waren, auch dem Professor, gegen den die junge Frau eine überlegene, triumphierende Miene herauskehrte, während er sie zum Wagen begleitete.

* * *

Das erneute Zusammenleben mit seiner Frau ließ sich für Wilhelm Hellges nicht besser, aber zunächst auch nicht schlechter an, als er erwartet hatte. Trotzdem

er im Grunde mit keiner anderen Hoffnung gekommen war, als noch den kargen Rest eines schnell entschwindenden Glückes zu genießen, war er doch enttäuscht, als sich keine Besserung zeigte. Die Schmerzen kehrten in unregelmäßigen Zwischenräumen ohne erkennbare Veranlassung wieder und in Verbindung mit ihnen die zweifellos einem getrübten Geiste entspringenden Reden über das Tier. Die junge Frau hatte sich jetzt an den eigenartigen Gesellschafter gewöhnt, sie war sozusagen gut Freund mit ihm und zürnte ihm anscheinend gar nicht, daß es so oft die Ursache heftiger Schmerzen sei. Das Tier war ihr gleichberechtigt, und es bereitete ihr augenscheinlich großes Vergnügen, es zu überlisten und zum Schlafen zu bringen. „Wenn ich mich gleich ganz ruhig hinsetze, mich nicht rühre, das muß ihm schrecklich langweilig sein, dann sucht es sein Versteck am schnellsten wieder auf und schläft.“ Sie wußte es immer genauer zu beschreiben: glänzend wie Gold, rubinrote Augen und lange, feine Haare wie einen wehenden Schleier auf dem Kopfe. Sie konnte es ja sehen, wenn sie die Augen hochschlug, und sie wußte von seinen Lebensgewohnheiten, und wie es in einem richtigen Bette schlafe. Je nachdem einmal Schmerzen beim Klavierspiel, beim Lesen, bei Tisch, in der Küche oder sonst sich einstellten, wurde sie immer bekannter mit ihm. Das Fortissimo hatte es geweckt, es war zu stark gewesen, so stark durfte sie nicht wieder spielen, oder von Wagner durfte sie keinen Ton wieder anrühren, von Hauptmann nichts wieder lesen, keinen Hummer wieder essen, kein Hammelfleisch mehr kochen lassen — kurz, sie brachte stets die Schmerzen mit irgend einer Beschäftigung oder einem Sinneseindruck zur Zeit ihrer Entstehung in Zusammenhang. Und ein gutes Gedächtnis hatte sie meist dafür,

so daß sich immer mehr anreihte, was unbedingt zu vermeiden wäre. Manches allerdings vergaß sie auch wieder. Furchtbar waren für ihren Mann diese Stunden, in denen sie immer vom Tiere erzählte und davon, wie schlau sie es zu überlisten verstehe. Oft mußte er die Hand an die Stirn oder über die Augen legen, er konnte die lieben Augen in ihrem irren Glanze nicht ansehen.

Wenn aber die irre Zeit vorüber war, dann konnte er nicht genug schauen in die lieben, schönen, seelenvollen Augen, er konnte es nicht mehr glauben, daß ein getrübter Geist in ihnen wohnen könne, dann war sein geliebtes Weib so verständig, so klug wie je. Und immer schlich sich ihm dann heiße Hoffnung ins Herz. Aber wenn sie wieder plötzlich still wurde, die Augen suchend nach oben glitten, dann erstarrte er zu Eis, dann kehrten ihm des Professors Worte: „Vergessen Sie nie, daß Sie eine Kranke vor sich haben,“ in ihrer ganzen furchtbaren Bedeutung ins Gedächtnis zurück. Sonst wenn er während der lichten Zeiten in ihren Augen forschte, in ihren Mienen, ihre Reden mit ängstlicher Aufmerksamkeit begleitete und nichts fand als klaren, hellen Verstand, dann war er immer wieder nur zu geneigt, den Glauben an die Worte des Professors zu verlieren.

Der Medizinalrat Schuhmacher stattete häufig Besuche ab. Er kam mit der jungen Frau auf einen neckischen Kriegsfuß. „Was wollen Sie denn eigentlich, Herr Medizinalrat? Sie können mir ja doch nicht helfen, da mag es nur bleiben, wie es ist. Auf das Tier verstehe ich mich weit besser als Sie. So etwas ist Ihnen in Ihrer ganzen Praxis wohl noch nicht vorgekommen.“

Doch auch in vollständig vernünftigem Gedanken-

gange scherzte sie mit ihm und wies ihn in solcher Weise als Arzt ab. —

Fast ein Monat verstrich so ohne merkliche Veränderung. Dann trat etwas Neues ein, das dem Dozenten im ersten Augenblicke weniger auffiel, ihm allmählich aber, da er schon einige Sicherheit zu fühlen begann, die schwersten Befürchtungen erneuerte.

Sie saßen nach dem Abendbrot zusammen am Tische, wo nach Lesen der Zeitung die junge Frau eine Handarbeit vorzunehmen pflegte, während ihr Mann ihr aus einem gehaltvollen Werke der neueren Literatur vorlas. Er hatte sich angewöhnt, öfters vom Buche weg einen Blick auf sie zu werfen, und heute bemerkte er, daß sie nicht wie sonst zuhörte, auch nicht eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt war. Häufig ruhte die Arbeit, und sie sah in Gedanken zur Seite. Und dann stellte sie ihm plötzlich unvermittelt die Frage: „Wenn ich nun geisteskrank werde, Will?"

Ein tödlicher Schreck durchfuhr ihn, aber mit eiserner Energie zwang er sich zu einer äußerlichen Ruhe. „Wie kommst du nur auf solche Gedanken, Gertrud?"

„Es fiel mir eben ein."

„Aber dazu liegt doch gar keine Veranlassung vor."

„Doch, Will — die Schmerzen können mich doch einmal verrückt machen."

„Die sind doch nur rein körperlich, Kind."

„Aber sie sind im Kopf, und im Kopf ist doch auch der Geist, und wie leicht kann sich das übertragen."

„Darin siehst du entschieden zu schwarz" — er hatte eine wirkliche Ruhe gewonnen, die ihn befähigen mußte, ihr diesen Gedanken auszureden — „ich begreife ja, daß dir einmal solche Befürchtung kommen kann, aber du tust entschieden unrecht, ihr nachzuhängen. Wenn jeder, der Kopfschmerzen hat, geistes-

krank werden sollte — das ist doch ganz unmöglich!" Er brachte ein Lachen heraus, aber es klang heiser, konvulsivisch. Er räusperte sich.

„Ja, ja — aber die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen!"

Er gab es ihr zu.

„Will, wenn es einmal dahin kommen sollte, dann bitte ich dich nur um eins: gib mich in kein Haus, wo so arme Irre eingeschlossen sind. Ich ertrüge es nicht, ich würde zum Fenster hinausspringen, mir den Kopf an der Mauer einrennen — ich könnte da nicht leben, keinen Tag, keine Minute. Wenn du einmal so etwas merkst — bitte, bitte, Will, dann gib mich nicht von dir. Schließe mich hier in ein Zimmer ein, daß ich doch bisweilen dich sehen, deine liebe Stimme hören kann. Ganz still will ich ja hausen, ganz gehorsam sein, auf jedes Wort folgen — nur stoße mich dann nicht von dir. Dann sei barmherzig — das ist wahre Barmherzigkeit, das ist Liebe! Es wird dann ja nicht lange mehr dauern, bis ich sterbe — aber bei dir will ich sterben. Und ich habe einmal irgendwo gelesen, in der letzten Stunde kämen immer noch lichte Momente, die muß ich bei dir sein, mit dir sprechen —"

„Aber Gertrud, solche Gedanken —" er konnte kaum noch sprechen.

„Aber es kann doch sein," hartnäckig beharrte sie. „Siehst du," fuhr sie fort, da er schwieg, „du widersprichst mir nicht mehr."

„Doch, Gertrud, das sind leere Befürchtungen."

„Aber es kann doch sein."

„Nun ja, niemand kann wissen, was ihm bevorsteht," gab der gequälte, im Innern zerrissene Mann zu.

„Siehst du, du gibst mir recht! Noch ist es ja nicht so" — sie begann einzulenken — „aber es kann einmal

so kommen, das gestehst du ja selbst zu. Dann, bitte ich dich, stoße mich nicht von dir, behalte mich bei dir oder gehe mit mir — versprich mir das, nur um dies eine bitte ich dich."

„Ich verspreche es dir." Er sprach es fest und ehrlich, er konnte nicht anders, wie er in ihre lieben, flehenden Augen sah.

Sie erkannte, daß es keine Ausflucht war. Sie streckte ihm die Hand hin, mit festem Druck legte er die seine hinein.

„Ich danke dir, Will, und nun werde ich vergessen, bis es wirklich so weit ist."

Sie nahm die Stickerei wieder auf. Er raffte sich zusammen und las weiter, mit gepreßter Stimme anfangs. Doch sie schien es nicht zu bemerken, im Hören vertieft und in ihre Arbeit. —

Stundenlang lag er in dieser Nacht schlaflos in trüb flutenden Gedanken, oft lauschte er zu ihrem Bett hinüber. Sie schlief mit ruhigen, tiefen Atemzügen.

Ohne Zweifel, es war ein Schritt weiter auf dem gefürchteten Wege. Darüber kam er nicht weg. Nur an eines wagte er nach und nach eine leise Hoffnung wiederanzuknüpfen, daß sie nämlich bei dem Gedanken an eine geistige Erkrankung mit keinem Worte des Tieres erwähnt hatte. Diese fixe Idee war doch gerade das einzige äußere Symptom für eine zeitweilige Trübung ihres Verstandes, und sie war völlig ausgeschaltet gewesen. Durfte er dies für ein günstiges Zeichen halten? Gleich morgen wollte er darüber den Medizinalrat Schuhmacher befragen.

Der Arzt aber wußte ihm nicht viel zu sagen. Daran, daß die Kranke mit dem Gedanken an ein mögliches Irrewerden den an das Tier nicht verbunden hatte, vermochte er keine besondere Hoffnung zu knüpfen.

Das war ja eben ein Kriterium der fixen Idee, daß sie dem Kranken nicht als etwas Außergewöhnliches erschien.

Von der Furcht seiner Frau vor dem Irrenhause sprach der Dozent auch, aber er schwieg von dem Versprechen, das sie ihm abgenommen hatte.

„Es wird früher oder später nichts anderes übrig bleiben," sagte der Medizinalrat, „und es ist seltsam, aber eine alte Erfahrung, daß sich jeder bald eingewöhnt. Es ist ja kein Gefängnis, manchem kann sogar viel Freiheit gestattet werden, und in dem Bewußtsein, geisteskrank zu sein, fügen sich die weitaus meisten willig der Behandlung und oft kaum bemerkbaren Aufsicht. Sie fühlen instinktiv, daß es so am besten für sie ist, und sehnen sich bald gar nicht mehr weg. Sie müssen immer bedenken, Herr Doktor, daß ein gestörter Geist auch in den lichten Zeiten wohl niemals ohne eine von der normalen Denkweise abweichende Unterströmung ist, und heutzutage ist die Behandlung in den Anstalten für Geisteskranke doch durchaus unter dem Gesichtspunkte geleitet, daß wir liebevoll und mit zarter Rücksicht zu behandelnde Kranke vor uns haben. Zwangsmaßregeln kommen nur noch da zur Anwendung, wo Gefahr für den Kranken selbst oder seine Umgebung sie notwendig machen. Ich könnte Ihnen, wenn nicht gerade das zu schwer für Sie sein dürfte, sagen, besuchen Sie einmal eine solche Anstalt, lernen Sie das Leben und Treiben dort kennen, wie ausgezeichnet alles eingerichtet ist, wie für Zerstreuung, sogar Vergnügungen, Tanz, Theater, Konzerte gesorgt wird, sehen Sie einmal, wie zufrieden, wie glücklich diese armen Irren oft sind, weil sie besser, als es dem Laien möglich ist, gepflegt werden, weil den Äußerungen ihrer Krankheit in geeigneter Art begegnet wird. Wenn

Sie das alles kennen lernten, Herr Doktor, würde der Gedanke, Ihre Frau Gemahlin einer solchen Pflege anzuvertrauen, viel von seiner Schwere verlieren. Einmal wird es sein müssen — ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Ihnen keine vielleicht verhängnisvolle Hoffnung machen — darum tun Sie gut, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen, daß es die höchste Barmherzigkeit ist, zur rechten Zeit eine für beide Teile nur wohltätige Trennung eintreten zu lassen. Denn auch Sie leiden unter dem steten Drucke, der auf Ihnen lastet, mehr als Sie selbst vielleicht empfinden."

Wilhelm Hellges saß und hörte. — Was war Barmherzigkeit? Auch der Medizinalrat gebrauchte das Wort, ernst und eindringlich, das er gestern als flehentlichste Bitte eines angsterfüllten Menschenherzens vernommen hatte. Und vor ihm tauchten die lieben Augen auf, in denen er so oft sein Glück gelesen, die gefleht hatten um Barmherzigkeit. Er blickte den Arzt an, er las in seinen Augen aufrichtige Teilnahme. Es tat ihm wohl und doch — warum nicht ein einziger Schimmer, der Hoffnung gab?

Er sprach einiges, dem Arzte zustimmend — aber für ihn selbst waren es nur bedeutungslose Worte. Noch vermochte er an keine Trennung zu denken. Wog die rührende Bitte der Armen nicht unendlich viel schwerer als der gewiß wohlgemeinte, aber doch nur vom Verstande eingegebene Rat des Arztes? War das Verbleiben im eigenen Heim, wo er doch für jede Pflege sorgen, kein Opfer scheuen wollte, nicht ebensogut, nicht besser als der Aufenthalt in einer Anstalt?

Aber noch war es ja gar nicht so weit, um sich entscheiden zu müssen. Vielleicht würde er, wenn die Krankheit sich schwerer äußerte, und es sichtlich Zeit

ward, leichter dem Verstande nachgeben, wie er jetzt nur zu sehr der Stimme des Herzens zuneigte. Ein winziges Fünkchen war dies, das in der Zukunft leiten konnte. Ihm kam es wie ein Trost vor.

* * *

Einige Monate verstrichen, und Hellges konnte, wenn er es auch dem Arzte verschwieg, sich doch selbst nicht verhehlen, daß die geistige Erkrankung seiner Frau Fortschritte mache. Die Schmerzen traten zwar nicht häufiger auf, auch nicht intensiver, aber immer öfter erzählte die Kranke fast glücklich von dem Tiere, mit dem sie sich jetzt so gut verstehe, dem sie bisweilen stundenlang, ganz ruhig dasitzend, mit unendlicher Geduld Kinderlieder vorsang. Sie behauptete, die höre es gern, es schlummere dabei ein, und wenn es erwache, rege es sich nicht beim Klange der Lieder.

Es waren Stunden furchtbarster Qual, wenn der Mann die liebe, weiche Stimme hörte, die geduldig ein Liedchen nach dem anderen sang. Er meinte verzweifeln zu müssen in unsäglicher Trauer, es zerschnitt ihm das Herz. Anfangs hoffte er, wenn er zu ihr ginge, sie aus dieser Idee erwecken zu können, aber sie nickte ihm nur lieb und zufrieden zu mit glücklichem Gesichte und sang weiter. Etwas Fremdes lag dabei in ihren Augen.

Mehrfach nahte sich ihm der Gedanke, ob die Ärzte nicht doch recht hätten, wenn sie zum Aufenthalt in einer Anstalt drängten. In solcher Stimmung würde sie es gewiß nicht empfinden oder doch durch geeignete Einwirkung dazu gebracht werden können, sich zu gewöhnen.

Aber die lichten Zeiten, die noch bei weitem überwogen, ließen diesen Gedanken immer wieder und

entschieden zurücktreten. Dann war keine Spur mehr von einem Irresein, die Dämmerung des Geistes schien vollkommen verschwunden, ihr Tun und Reden war wie sonst. Im Gegenteil schien es ihm sogar, als wenn sie, sobald ihr Denken sich in einer Richtung bewegte, schärfer dächte als je früher. Und da stahl sich wieder die Hoffnung ein, die ja die seltsamsten Wege nimmt. Er dachte an eine Regeneration, an die Möglichkeit, daß der gesunde Teil des Gehirns desto mehr Kraft gewinne, je mehr der andere erkrankte, schließlich vielleicht völlig dessen Funktionen übernähme, und der kranke Teil gänzlich ausgeschaltet würde, daß so die Wahnidee vollkommen verschwinden könne. Mit dem Medizinalrat sprach er nicht davon, der würde nur versuchen, ihm die Unhaltbarkeit dieser Annahme darzulegen. Er sprach nicht davon aus einer gewissen erklärlichen Charakterschwäche, aus Furcht, sich diese Hoffnung zu zerstören, und weil er alles tat, um dem Arzte den Einblick in die unleugbare Verschlimmerung zu verstellen. Gleichwohl entging sie dem erfahrenen Manne nicht, und mit Nachdruck wies er immer wieder auf die nicht zu vermeidende Überführung in eine Anstalt hin. „Warten Sie nicht, bis einmal ein Tobsuchtsanfall eintritt, was gänzlich unvermittelt geschehen kann, oder melancholische Stimmungen Macht gewinnen!“

Solche begannen sich bemerkbar zu machen, wenn die Kranke in einer lichten Zeit wieder von der Furcht vor einer möglichen geistigen Erkrankung ergriffen wurde.

So sagte sie eines Tages: „Je mehr ich nachsinne, Will, desto mehr Nacht überall. Wozu aber ward uns denn das Denken gegeben, wenn es uns nur unglücklich macht, uns nie befriedigt? Warum bleiben wir nicht

ewig Kinder? Sieh, Will, ich habe auch schon gedacht, ob ich nicht glücklicher sein würde, wenn ich einmal wirklich geisteskrank werden sollte."

„Gertrud, wie kannst du so reden!" Er wurde schroff verweisend, um nicht sein jähes Erschrecken zu verraten. „Versündige dich nicht."

„Ja, Will, wenn ich nun aber doch einmal geisteskrank werde, es ist ja nicht ausgeschlossen, bei keinem Menschen —" er wußte, was nun kam, davon war sie nicht abzubringen. Sie sprach von der Möglichkeit und endete mit der Frage: „Was würdest du dann tun, Will?"

„Ich weiß es nicht — o rede nicht so! Wie kann ich das wissen?"

„Würdest du mich hassen?"

„Gertrud!"

Ein seltsamer Blick glitt ihm in die Augen. „Könntest du mich noch immer lieben?"

„Kannst du zweifeln? Aber du quälst mich mit solchen Fragen."

„Du weichst mir aus, Will, und das ist ja so natürlich. Denn du liebst doch meine Seele, was wäre dir mein armseliger Leib ohne sie. Lieben kannst du mich dann nicht mehr, aber Mitleid kannst du noch mit mir haben wie mit einem unvernünftigen Tiere."

„Gertrud, die Liebe stirbt nicht."

„Die Liebe — stirbt — nicht," wiederholte sie langsam, und ihr Auge bekam einen Schimmer, als schaue sie angestrengt in ihr Inneres. „Die Liebe — stirbt — nicht — ich will es mir wohl merken, daß ich es nicht vergesse. Ein Tier tötet man, wenn es sich quält — das ist Barmherzigkeit. — Ich weiß nicht, Will, wie mir ist, mir wird so bange — ich finde nicht mehr, was ich sagen will." Sie brach in heiße Tränen

aus, er legte den Arm um sie und ließ sie weinen an seiner Brust. Dann bekam sie einen Anfall ihrer Schmerzen.

Hellges wußte nicht, ob sie noch klaren Geistes gesprochen hatte oder schon in Umnachtung.

Und jetzt trat nach und nach ein ihn verwirrender Umstand hinzu, daß er immer weniger zu entscheiden vermochte, wann bei seiner Frau im Reden und im Handeln die Trübung des Geistes begann. Aber es war ja schließlich gleichgültig. Solange es so blieb, daß sie sich ruhig und lenkbar zeigte, war ja nichts gewagt, wenn er sie bei sich behielt. Er hatte ihr das Versprechen gegeben, er durfte es nicht brechen, solange sie noch im stande war, ungetrübt zu empfinden, zu unterscheiden und zu urteilen. Wenn er einmal ernstlich daran dachte, offen mit dem Arzte zu reden, sie einer Anstalt zu übergeben, dann sah er sofort ihr liebes, großes Auge vor sich, das um Barmherzigkeit flehte, das Auge, aus dem er so oft sein lauterstes Glück, seine höchste Wonne gelesen. Sie von sich stoßen — er kam sich vor wie ein Mensch, der einen Mitmenschen aufs Schafott schleppen läßt und kalten Herzens den Blick wegwendet, wo ein einziges Wort retten könnte.

* * *

Kurz vor Weihnachten war es, als der Medizinalrat ihn zu sich bat.

„Sie verhehlen mir vieles, Herr Doktor," sprach er, „aber Sie täuschen den Arzt nicht. Daß Sie meine häufigen Besuche für unnötig erklären, daß ich bisweilen, wenn ich doch kam — ein Arzt muß in solchem Falle aufdringlich sein — Ihre Frau Gemahlin nicht sehen durfte unter irgend einem Vorwande, bestätigt

mir, was leider vorauszusehen war: die fortschreitende Verschlimmerung, und sagt, daß Sie davon wissen. Noch einmal wiederhole ich es Ihnen eindringlich, bringen Sie Ihre Frau Gemahlin in einer Anstalt unter. Warten Sie nicht, bis sie in Melancholie vielleicht Hand an sich selbst legt, oder ein Tobsuchtsanfall mit seinen unberechenbaren Folgen eintritt. Schließlich bin ich auch als Arzt verpflichtet, die Überführung in eine Anstalt anzuordnen, mindestens auf eine nochmalige entscheidende Untersuchung zu dringen, wenn Sie meinen Worten allein nicht vertrauen."

Wilhelm Helleges begriff sehr wohl, daß die Stunde der furchtbaren Notwendigkeit gekommen sei. Einige Sekunden zögerte er, dann bat er um Aufschub bis über Weihnachten. „Lassen Sie uns noch dieses Fest zusammen feiern — es wird ja das letzte Mal sein." Er war bleich im Gesicht, aber seine Stimme zitterte nicht — ein Hinausschieben war es ja noch, eine feste, sichere Zeit von fast zwei Wochen, die er vor sich hatte.

„Kann es wirklich ein Fest für Sie sein, Herr Doktor? Könnten Sie es nicht ruhiger mit sich allein feiern als Mann, wenn Sie wüßten, daß Sie einer armen Kranken gegenüber die schwerste Pflicht entschlossen erfüllt haben?"

„Meine Frau arbeitet etwas heimlich für mich — ich weiß es — sie will mir eine Freude, eine Überraschung bereiten."

„Gerade die Erregung des Festes fürchte ich."

„Sie ist sehr ruhig."

„Das will nichts besagen."

Die Unterredung verlief ergebnislos. Der Dozent versprach zwar, bei der geringsten sich noch bemerkbar machenden Verschlimmerung sofort dem Rate des Arztes zu folgen, dieser aber wußte mit Bestimmtheit,

daß er bis zum letzten möglichen Augenblicke getäuscht werden würde. Aber wie sich der Zustand der jungen Frau bis jetzt gezeigt hatte, war er berechtigt, die letzte Entscheidung noch nicht zu bewirken.

Ein schweres Herz brachte Wilhelm Hellges zurück, er fühlte es wie einen steten dumpfen Druck in der Brust, wie einen Reifen um das Herz.

Als er dann sein geliebtes Weib geschäftig sah, heimlichtun, verstecken, wenn er ihre Augen sah, die, er wußte es, Fädchen auf Fädchen für ihn verwoben, die weißen, zarten Hände, die sich in treuer Emsigkeit für ihn regten, daß oft die Wangen glühten, die Augen glänzten — wie er es sah, daß ihr Herz schlug für ihn, nur für ihn — da ward es übermächtig in ihm. „Diesen Tag noch, ich kann ihn ihr nicht rauben — lieber sterben — mit ihr!“ —

Es war ein wirrer, unklarer Gedanke, wie er sich ihm aufdrängte, wie er ja jedem Menschen in schwerer Stunde sich schon aufgedrängt hat als etwas Ungeklärtes, Ungewolltes: Lieber sterben als dies oder das ertragen!

Daß sie häufig erregter war als sonst, häufiger Schmerzanfälle hatte, Reden führte, die klare Erkenntnis ausschlossen, in Gedanken, in Trübsinn versinken konnte, beengte ihn nicht. Er zwang sich leichthin darüber weg, daß es die einfachen Folgen des seligen Heimlichtuns, der stillen Vorfreude des Weihnachtsfestes seien.

Mit todestraurigem, doch mutigem Herzen kaufte er ein, was die Arme sich gewünscht hatte, manches davon noch in einer glücklichen Zeit, als von solcher Krankheit noch keine Rede war, bevor sie ins Sanatorium des Professors Kleine reiste. Dann wieder wählte er mit scharfem Bedacht, aber kurz und schnell aus, wenn

wieder ein Hoffnungsfünkchen aufblitzte, das er aber doch im innersten Herzen sofort schon als jammervollen Selbstbetrug erkannte. —

Der Weihnachtstag war gekommen, ein Tag, nicht warm, nicht kalt, grau, nur in den Morgenstunden ein wenig Sonnenschein. Leichter Schnee war in der Nacht gefallen, aber in den Straßen der Stadt bis auf wenige Reste schon wieder weggetaut, eine unbehagliche Feuchte zurücklassend. Wilhelm Helges befand sich in nicht zu unterdrückender innerer Erregung. Es würde das letzte Weihnachtsfest sein — im eigenen Heim. Im nächsten Jahre brannte glücklichsten Falles der armen Irren ein großer Christbaum, ihr und vielen anderen der ärmsten Menschen, und er sah vielleicht von weitem zu oder durfte höchstens blutenden Herzens neben ihr stehen, die sich über die hellen Lichter und wertlose, flimmernde Gaben freute. So malte er es sich aus als einzigen Trost, denn völlige Geistesnacht war die einzige göttliche Barmherzigkeit. Nur dann keine lichten Momente mehr, unmündiges Kind mochte sie wieder sein, das sich am Lichten freut, nach dem Glänzenden greift! Ein armseliger Trost, und doch ein Trost — das Menschenherz ist ja so vielgeschäftig, wenn es gilt, im Schutt des Glückes, unter dem die Hoffnung begraben liegt, zu wühlen nach einem letzten jammervollen blinkenden Scherben. Und dann merkte sie es nicht, wenn er ging, er war ihr vielleicht ein Fremder, sie blieb zurück mit den anderen im großen Saale beim Schein der Kerzen, glücklich wie ein Kind, bis sie willig in ihre Zelle zurückkehrte, geführt von fremder Hand, und vielleicht in glücklichen Bildern lebte.

Das war sein einziges Glück, das er noch hoffen durfte.

Und er trat dann hinaus in die Nacht, ein Einsamer. Rings in den Häusern die Fenster hell, strahlende Kerzen auf geschmückten Bäumen, Menschenherzen in Liebe beieinander. Doch auch ihm strahlte ein Christbaum: Tausende von Lichtern am hohen Himmelsdom, große und kleine, wie sie einst den Hirten geleuchtet in der Nacht, da das Kind geboren wurde, das der Welt Heiland geworden war — und er konnte nur die stumme, schon von Tausenden von Lippen hinaufgerufene und noch nie beantwortete Frage aus dem Herzen quellen lassen: Warum?

Ewiges Schweigen.

Gibt es einen Ausgleich für menschliches Leid?

Was ist Leid — warum ein Ausgleich? Dort hinüber gibt es keinen Blick.

Das waren seine Weihnachtsgedanken. Über ihnen vergaß er des Unglücks seines Weibes. Er sah wohl, wie sie hierhin huschte und dorthin, heimlichtat mit geröteten Wangen, wie ihre Augen glänzten, es wie ein stetes Zittern über ihren Gliedern lag. Aber nur das eine beherrschte ihn und trieb ihn durch die Stunden: der Gedanke, der Wunsch, der eigensinnige Wille, noch einmal glücklich zu sein an diesem Abend, nur für wenige Stunden.

Doch da mahnte das Schicksal.

Um Mittag bekam die junge Frau einen heftigen Anfall ihrer Schmerzen. Sie zog sich still nach ihrer Gewohnheit in ihr Zimmer zurück.

Wilhelm Hellges atmete auf. Der Druck, der in steter Angst vor etwas Furchtbarem auf ihm gelastet hatte, wich, er wurde fast fröhlich. Wenn sich die Spannung so löste, die sichtbar in ihr getrieben hatte, so in der gewohnten Weise — dann ward es doch noch ein Weihnachtsfest. Aller Erfahrung nach würde sie

so um sechs oder sieben Uhr wieder frisch und munter sein.

Gegen drei Uhr sprach der Medizinalrat ungerufen vor; es hatte ihm gerade an diesem Tage keine Ruhe gelassen. Er fürchtete die Erregungen des Festes. Als der Dozent ihm sagte, daß seine Frau unter den gewöhnlichen Erscheinungen einen Schmerzensanfall habe, zeigte er ein zufriedenes Gesicht. Da sie nun schlief, war es nicht angebracht, die Kranke zu sehen, auch nicht nötig.

„Eines mache ich Ihnen aber jetzt zur Pflicht, Herr Doktor — lassen Sie diesen Abend im gewöhnlichen Geleise verlaufen. Meinetwegen bringen Sie Ihre Geschenke, nehmen Sie Geschenke entgegen, aber ohne weitere Zeremonie. Haben Sie einen Tannenbaum?"

„Ja."

„Sagen Sie, er solle morgen erst angezündet werden. Bestehen Sie darauf. Sie können es ruhig aussprechen, ich wäre dagewesen und hätte gesagt, daß nach einem solchen Anfalle größte Ruhe nötig sei, hätte den Christbaum einfach verboten. Mag Ihre Frau Gemahlin mir zürnen, kein gutes Haar an mir lassen — sagen Sie, ich sei unerbittlich gewesen. Führen Sie auch getrost die Krankheit an, die Schmerzen, die wiederkehren könnten und das Fest stören. Morgen mag dann der Weihnachtsbaum brennen, wenn die Spannung gerade auf diesen Abend gelöst ist. Plaudern Sie friedlich mit Ihrer Frau Gemahlin, es ist das ja auch ein Fest."

Wilhelm Hellges versprach, der Arzt ging.

Eine schwere Zigarre rauchte Hellges nach der anderen, während im Nebenzimmer seine Frau lag. Fünf Uhr — jetzt würden die Schmerzen wohl vorüber,

und der wohltätige Schlaf eingetreten sein. Er nahm einige der Geschenke hervor, die er in einem Fache seines Schreibtisches verborgen hatte, aber fast gleichgültigen, kalten Auges betrachtete er sie. Am liebsten hätte er sie jetzt ins Feuer geworfen. So sehr hatte sich die Ärmste auf den Christbaum gefreut, ihn selbst mit glänzenden Kugeln, Zuckerwerk, glitzernden Fäden und Lichtern geschmückt. Nun war auch das nichts. Ein förmlicher Haß gegen den Arzt packte ihn. Nach seinem eigenen Ermessen würde es sie sicherlich mehr erregen, wenn es keinen Christbaum geben, als wenn sie die Lichter sehen würde, da doch der Baum keine Überraschung für sie war wie für ein Kind, dem auch daraus ein Geheimnis gemacht wird. Aber freilich, der gelehrte Herr mußte es ja besser wissen, und er hatte sein Versprechen mitgenommen. Da mußte es freilich so sein, und auch noch dieser letzte Rest einer Freude, an den er sich geklammert, zerstört werden.

Er trat ans Fenster, dessen Vorhang er noch nicht niedergelassen hatte. Ein grauer Himmel ohne Stern lag über der Häuserfront der anderen Straßenseite, hier helle Fenster, dort dunkel in der Tiefe der Zimmer. Hinter der breiten Einfahrt an der Seite des villenartigen Gebäudes gegenüber sah er die schwarzen Stämme der Linden mit ihren kahl und wirr sich reckenden Ästen und Zweigen. Wagen rollten vorbei, Fußgänger gingen hierhin und dorthin in der vornehmen Straße, geschäftig alle — es war ja Weihnachtsabend! Über allem lag der grelle, farblose Schein der elektrischen Lampen. Auf dem Asphalt des Fahrdammes und den Steinfliesen des Bürgersteiges glitzerte es feucht in der beginnenden Kälte des Abends. Nirgends ein Blick, der Freude zu wecken vermochte — ein ödes, gleichgültiges Einerlei.

So würde das Leben fortan sein, grau das Denken, das dahingleiten mußte auf künstlicher Fläche, glatt, obenhin geschehen; nur nirgends hineindringen ins versunkene Glück, in das sich immer mehr umschattende Geistesleben des Wesens, das er über alles liebte! Aber bisweilen würde es zucken im Herzen im unsäglichen Weh, wie es bisweilen zuckte im Licht der elektrischen Bogenlampen. Er empfand es als körperlichen Schmerz, als Stich im eigenen Herzen, dieses Zucken dort draußen.

Da plötzlich horchte er auf — ein leiser Gesang — er wußte es sofort, der Anfall ging zu Ende, die Kranke war erwacht, hatte sich aufgerichtet und sang dem „Tiere" schmeichelnde Lieder, um es in festen Schlaf zu bannen.

Die Stimme seines Weibes — und jetzt unterschied er auch die Melodie: Stille Nacht, heilige Nacht. Sie sang ihrem irren Gedanken ein Weihnachtslied. Ein anderes folgte: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. — Gnadenbringende! Er schloß die Hände fest, fest zusammen zum heißesten, wortlosen Gebet aus tiefstem Herzen. Um Genesung war es ein stummes Flehen, um einen Stillstand des schleichenden Leidens, um ein Hinausziehen, um wenige glückliche Stunden noch an diesem Abend. Mit jedem Gedanken ein bescheidenerer Wunsch.

Ehre sei Gott in der Höhe. Er lauschte. Das Lied brach schnell ab. Eine kurze Stille. Vom Himmel hoch, da komm' ich her, ich bring' euch gute, frohe Mär —

Ein Hoffnungsblitz — und dann als die Strophe zu Ende, die schlichteste, schönste Weise:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter,
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit,
O Tannenbaum —

Da hielt es ihn nicht mehr, mit leichtem Schritte war er an der Tür und öffnete sie leise.

Die Arme saß aufgerichtet im Bett, er sah sie im Lichtschein, der von seinem Zimmer hineinfiel.

„Will!"

„Sind die Schmerzen vorüber, Liebling?"

„Ja. Das Tier schläft, mit Weihnachtsliedern habe ich es fest, ganz fest in Schlaf gesungen. Nun erwacht es nicht mehr."

„Meine Gertrud —"

„Ist es schon spät?"

„Gleich sieben Uhr."

„Dann muß ich schnell aufstehen, damit unser Baum nicht zu spät brennt. Wie freue ich mich, o wie sehr!"

Da vermochte er nichts vom Verbote des Arztes zu sagen. Wärme zog in sein Herz ein, glühender Eifer, er fühlte, wie ihm Wangen und Stirn brannten.

Bald war sein Weib bei ihm und schmiegte den Kopf an seine Brust, den armen, wehen Kopf, in dem all dies unsagbare Leid keimte.

„Du weinst, Will?"

„Tränen der Freude, daß ich dich habe." Er biß die Zähne aufeinander bei dieser ungeheuerlichen Lüge, aus der er doch ein Fünkchen Wahrheit aufblitzen ließ. Daß ich dich habe — Tränen der Freude — nein, Tränen des furchtbarsten Wehs. Nein, er konnte sie nicht lassen, er mußte bei ihr bleiben, wenn sie kommen würden, um sie zu holen, er mußte mit ihr gehen!

Sanft machte sie sich los und verharrte einen Augenblick lauschend. Er sah sie, wie sie abgewandt von ihm dastand. Dann sprach sie: „Ich will jetzt dein Tischchen aufbauen, viel ist's nicht, aber —"

„Du Liebe — ich weiß es.“ Er trat schnell ans Fenster, es zuckte in seiner Brust.

Sie ging hinaus, eine plötzliche Angst faßte ihn. Er eilte an die Tür und horchte. Er hörte, wie sie mit eiligen Worten dem Mädchen Auftrag gab, im Salon das Gas anzuzünden. Dort stand der Christbaum. Er öffnete die Tür ein wenig, kein Schritt, kein Laut durfte ihm entgehen. Er fürchtete für sein Liebstes, die Mahnung des Medizinalrats fiel ihm wieder ein, das Versprechen, das er gegeben hatte.

Fast eine halbe Stunde stand er so. Wenn seine Frau in den Korridor hinauskam, um geschäftig hier oder dort ein verstecktes Geschenk zu holen, schloß er schleunigst die Tür und eilte an seinen Schreibtisch. Er hörte das laute Schloß ihres Kleiderschrankes mehrmals knirschen. Endlich kam sie zu ihm herein — erregt, aber wie konnte es auch anders sein. So war sie in jedem Jahre gewesen.

„Nun bist du an der Reihe, Will. Über deine Geschenke habe ich Papier gedeckt — nicht drunterschauen.“

„Nein, Liebling — gewiß nicht.“

Er eilte hinaus, er meinte sein Herz klopfen zu hören, so schlug es in der Brust. Die Geschenke aus dem Schreibtisch hatte er in die Taschen seines Jaketts gesteckt. Mit fiebernden Händen baute er ihre Gaben auf. Über seinem Geschenktisch lag Seidenpapier gebreitet, die Ecke einer Stickerei sah er vorlugen. Mehrfach mußte er die Hände auf die Brust drücken, und die Kehle war ihm trocken. Das letzte Weihnachtsfest!

Er zündete die Lichter am Christbaum an. Dann kehrte er zu seiner Frau zurück. Sie saß auf einem Stuhl, die Hände im Schoß, groß schaute sie ihm entgegen, den Kopf steif gegen den Nacken gelehnt.

„Ist dir etwas, Gertrud?"

„Ich dachte, drüben in der Villa müßte ein Baum brennen."

„Die Leute sind ja verreist, und die Dienstboten werden sich keinen aufgeputzt haben."

„Ja — so. Brennt unser Baum, ist er schön?"

„Komm."

Schnell folgte sich Wort auf Wort.

Sie war aufgestanden, er legte den Arm um sie und führte sie hinaus. Im Korridor ruckte sie mit der Schulter gegen seine Hand, und ihr Fuß stockte. Ihr Kopf neigte sich nach vorn. Doch gleich ging sie weiter. Er stieß die Tür auf — die beiden Gabentische, der eine unter dem weißen Seidenpapier, und davor im Zimmer der Christbaum im strahlenden Glanz seiner Kerzen, flimmernd und glitzernd.

Er ließ sie frei.

Sie tat ein paar Schritte ins Zimmer, dann stand sie, wie von dem Glanze geblendet, und plötzlich schrie sie gellend auf: „Das Tier — das Tier — es will in den Baum — es brennt — es soll nicht — es ist mein —" sie schlug die Fäuste gegen den Kopf, und mit einem Satze war sie am Tische und riß den Christbaum herunter, ihn hin und her schleudernd unter wütendem Gekreisch.

Hellges stürzte sich auf sie, das Dienstmädchen riß die Tür auf, sah beide am Boden miteinander ringen, an einer Portiere züngelten schon Flammen in die Höhe. Laut um Hilfe schreiend rannte das Mädchen ins Treppenhaus, Leute kamen herzu, der Rechtsanwalt vom zweiten Stock unterstützte den Mann, dem es nicht gelingen wollte, die Tobsüchtige, die wie rasend um sich schlug, sich mit den Nägeln und Zähnen wehrte, zu bändigen. Das Zimmer war mit Rauch erfüllt, ein Herr stieß ein Fenster auf, andere Haus-

bewohner drängten in den Korridor, starrten neugierig ins Zimmer, doch zur Hilfe regte keiner weiter eine Hand. Nur eine beherzte Köchin riß die brennende Portiere herab, und ein halbwüchsiger Knabe half beim Ersticken der Flammen.

Den vereinten Anstrengungen der beiden Männer gelang es endlich, die Rasende zu überwältigen, als ihre Kräfte sich erschöpften. Mit wilden Augen starrte sie um sich, auf dem Boden liegend, von den sie umklammernden Fäusten gehalten. Die Unglückliche knirschte mit den Zähnen und stöhnte, bisweilen noch stieß sie einen heiseren Schrei aus.

Die Flammen waren erstickt.

„Schließen Sie die Tür," befahl der Rechtsanwalt dem Mädchen. „Legen wir sie aufs Sofa," sprach er dann zu Hellges, „oder besser anderswohin — der Rauch und die Menschen."

Es waren noch einige Fremde im Zimmer, die jetzt, da die Hauptsache getan war, sich bereit zeigten zu helfen.

„Bitte, meine Herrschaften, lassen Sie uns allein," sagte der Rechtsanwalt. „Am besten ist's, wir tragen sie aufs Bett — es wird gehen." Er fühlte, wie die Arme, die er hielt, erschlafften. „Ja, was ist Ihnen denn, Herr Doktor?"

Wilhelm Hellges, der über seiner Frau kniete, deren Füße er gepackt hielt, hatte den Kopf vornübersinken lassen. Sein ganzes Unglück war ihm, da ein wenig mehr Ruhe ward, mit einem Schlage bewußt geworden.

Aber nun warf er den Kopf wieder auf. „Bringen wir sie aufs Bett."

Sie trugen die arme Frau, deren Widerstand völlig gebrochen war, ins Schlafzimmer, gerade als mit hellem

Geläut und qualmenden Fackeln die Feuerwehr, die irgend jemand alarmiert hatte, vorfuhr. Behelmte Männer kamen herein, hielten Umschau, und als sie sahen, daß die Gefahr beseitigt sei, entfernten sie sich wieder mit geschäftsmäßiger Eile.

„Dem Arzte muß telephoniert werden," sagte Hellges mit tonloser Stimme.

„Gehen Sie in meine Wohnung, Sie können bei mir telephonieren," sprach der Rechtsanwalt zum Mädchen, das mit im Schlafzimmer stand. „Es ist wohl besser, wenn ich noch bleibe."

„Ich bitte," sagte Hellges.

Die Kranke lag nun ruhig, aber immer noch offenen Auges. Immer ruhte ihr Blick auf ihrem Manne, dem Kragen und Krawatte zerrissen herunterhingen, und das rechte Ohr und das Kinn bluteten.

Der Zustand blieb unverändert, bis in einer halben Stunde der Medizinalrat kam. Er ließ die Kranke unberührt. Er brauchte keine Aufklärung, der umgerissene Christbaum, die Unordnung im Zimmer, das er durchschreiten mußte, sagten ihm genug. Er fühlte den Puls — keinen Blick des Vorwurfs hatte er für den unglücklichen Mann.

Er blieb, bis der Sanitätswagen kam, der die Ärmste zunächst ins Krankenhaus bringen sollte.

Sie hatte sich während der ganzen Zeit kaum gerührt, ihre Augen suchten nur immer wieder ihren Mann.

„Du blutest ja," sagte sie plötzlich, als die Krankenträger sie auf die Trage betteten. Es waren ihre einzigen Worte, einfache Worte, ohne Verwunderung gesprochen. Jede Erinnerung an den furchtbaren Vorfall schien bei ihr ausgelöscht, auch jedes Denken noch erschlafft. Nur diese einzige Sinneswahrnehmung gab sie kund.

Sie leistete nicht den geringsten Widerstand. Bis sie zur Tür hinausgetragen wurde, ruhten ihre großen Augen nur immer unverwandt auf ihrem Manne.

Hellges wußte nicht, solle er mitgehen oder bleiben. An der Tür aber wankten ihm plötzlich die Knie, er mußte sich an der Klinke halten, um nicht zusammenzubrechen. Es ward ihm schwarz vor den Augen.

Und dann hörte er den Wagen davonrollen. Er ging ins Zimmer zurück, ans noch immer offene Fenster und sah hinaus — leeren Auges. Der Wagen war schon verschwunden.

Er trat zurück, ihn schauerte in der feuchtkalten Winterluft. Da lag der Christbaum, die halbverbrannten Fetzen der Portiere — und dort der Tisch mit den Gaben, die ihm sein Weib aufgebaut, das Seidenpapier war im Luftzug heruntergeweht, nur eine Ecke noch bedeckt. Er nahm auch dieses letzte Stück weg und starrte auf die Geschenke.

Gewaltsam unterdrückte er ein Aufschluchzen, heiß brannte es ihm in der Stirn. Er sah die Augen seines Weibes vor sich, wie sie von ihm geschieden war mit dem letzten, stummen Blicke.

Er biß die Zähne aufeinander und zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zu einer äußeren Ruhe.

Den Tannenbaum setzte er auf das Tischchen zurück, dann schloß er das Fenster und klingelte dem Mädchen.

„Kehren Sie das weg, Marie,“ er wies auf den Fußboden. —

„Wie der Tod hat der gnädige Herr ausgesehen,“ sagte das Mädchen später.

* * *

Nach einigen Tagen wurde Frau Gertrud Hellges in eine Privatirrenanstalt übergeführt. Ihr Mann hatte

sie nicht wiedersehen dürfen. Der behandelnde Arzt hatte es verboten, da es sie erregen würde, und jede Erregung müßte vermieden werden. Noch einmal habe sich der Tobsuchtsanfall wiederholt, aber in verhältnismäßig milder Form.

Hellges ließ alles geschehen. Kein heftiger Schmerz war bei ihm zum Ausbruch gekommen, er bewegte sich in einem Zustand von Geistesleere.

Der Medizinalrat hatte ihm jeden Vorwurf erspart. Doch er selbst begann davon.

„Hätte ich Ihren Rat befolgt, Herr Medizinalrat, es wäre nicht so weit gekommen. So trage ich die Schuld.“

„Es wäre nur ein Aufschub von wenigen Tagen gewesen, Herr Doktor. Nach dem Feste hätte ich unbedingt auf der Überführung in eine Anstalt bestehen müssen.“

„Ich konnte ihr den Christbaum nicht abschlagen, auf den sie sich so sehr freute.“

„Nehmen wir das Geschehene ruhig hin. Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen, so wenig wie ich es tue, der vielleicht besser hätte voraussehen können.“

„Was nützen auch Vorwürfe.“

„Nichts — das ist ein rechter Gedanke.“

„Werde ich meine Frau niemals wiedersehen dürfen?“

„Sicherlich dürfen Sie das. Nur überlassen Sie es dem Arzte, den Zeitpunkt zu wählen.“

„Und lichte Zeiten bleiben?“

„Sie können noch lange bleiben.“ —

Die Gedanken an diese lichten Zeiten waren des einsamen Mannes einzige Hoffnung und zugleich größte Qual. Es würden noch Wiedersehen kommen — ohne diese Hoffnung meinte er nicht weiterleben zu können,

doch auszumalen wagte er sich solches Beisammensein nicht, wenn ihm auch der Medizinalrat sagte, daß nach Eingewöhnung der Kranken in der Anstalt sich dies weit besser machen werde, als er es sich vorstelle.

Aber er konnte den Gedanken nicht gebieten, die zu seinem Weibe schweiften, das getrennt von ihm unter fremden Gesichtern weilte, ein Opfer der Gewalt. Was mußte sie leiden in den lichten Zeiten, wo sie sich ihres Zustandes bewußt ward — in Krankheit und Unglück verlassen von ihrem Manne, der ihr Treue geschworen hatte, bis daß der Tod sie scheide! So also erfüllte er ein Versprechen und noch ein anderes, das er der um Barmherzigkeit Flehenden gegeben hatte, sie nie, nie von sich zu lassen! Wortbrüchig an einer armen, hilflosen Kranken. Auch dem Medizinalrat hatte er das Wort gebrochen, aber trotzig, fast froh sich erleichternd konnte er auflachen, wenn er daran dachte. Überall gebrochene Worte! —

Mußten nicht gerade die lichten Zeiten jedesmal zu einem Tobsuchtsanfall führen?

Der Medizinalrat beruhigte ihn hierüber. „Die psychiatrische Behandlung ist schon darauf eingerichtet, solches zu vermeiden. Auch die lichten Zeiten stehen wohl fraglos unter dem Banne der Krankheit, sie sind nur die uns am normalsten erscheinenden. Einem in richtiger Weise erfolgenden Zuspruch sind die Irren sehr zugänglich."

„Gehorsam wie Tiere!"

„Nein, Herr Doktor, vergleichen Sie es lieber mit dem Gehorsam von Kindern, mit denen ich auch anders umgehen, anders sprechen muß als mit Erwachsenen, die, wenn es ihnen auch bisweilen unbequem ist, doch die größere Einsicht Erwachsener anerkennen. Stete Beobachtung ist nötig, um das größt-

mögliche Maß von Freiheit gewähren zu können. Ein geschickter Psychiater darf sich ebensowenig durch Listen oder Verstellung über die wahren Gedanken täuschen lassen wie ein Lehrer. Es ist schon schwer, einem gesunden Menschen auf den Grund der Seele zu sehen, wo ich nach normaler Richtschnur, nach mir selbst folgern kann — unendlich viel schwerer aber bei einem erkrankten Gehirn, wo neben Normalem oft schwer zu erschließende Anormalitäten sich zeigen. Ganz unmöglich wäre es, wenn nicht jedes Irresein auch Methode zeigte, und der Psychiater somit auf der als anormal erkannten Basis doch wieder richtige Folgerungen ziehen könnte. Sie werden Ihre Frau Gemahlin über kurz oder lang besuchen dürfen. Trauen Sie dann, wenn sie klagt oder sich beschwert, den Worten des Arztes, nicht denen der Kranken." —

Die Nachrichten, die Hellges erhielt, lauteten günstig. Ein Briefwechsel wurde zunächst nicht gestattet.

Wilhelm Hellges wurde verfolgt von den Augen seiner Frau, den Augen, aus denen er einst sein höchstes Glück gelesen, die ihm schon alle Seelenwandlungen widergespiegelt, vom ersten zarten Erröten der Jungfrau bis zur heißen Liebesglut des Weibes, Freude und Schmerz, Vorwurf und Verzeihen, Bitte, Gewähren, Leidenschaft bis zum Zorn, Bereuen, Anschmiegen — wo zieht nicht einmal auch eine der bitteren Wandlungen in einer Ehe vorüber und gerade in einer glücklichen, in der die Ehegatten nicht gleichgültig gegeneinander sind!

Die Augen seiner Frau verfolgten ihn, doch immer weniger vermochte er es, einen wechselnden Ausdruck aus ihnen zu erschauen, immer beständiger blieb der eine, mit dem sie geblickt, als sie hinausgetragen wurde, der stumme, hilfeflehende Blick der in gebrochener

Kraft in die Verlassenheit eines qualvollen Gefängnisses Geschleppten. Nicht der Wille war gebrochen, er rief ihn noch zur Hilfe, aber die Kraft war gelähmt, die armen, schwachen Glieder. Und das Auge fragte: Wo bleibst du? — Warum duldest du es, daß sie mich wegtragen? — Du bist doch ein Mann — ich dein Weib! Mehr als ein Hilfeflehen hatte Verwunderung in dem Blicke gelegen, daß er solches geschehen ließ.

Er hatte ja nicht anders handeln können. Aber, mein Gott im Himmel, wenn sie sich dessen bewußt war, daß er sie verlassen, wenn sie stumm im Herzen ihn anklagte! Wie mußte sie leiden, eine Gefangene in einsamer Zelle, ganz einerlei, ob es irre oder gesunde Gedanken waren, die da zu ihr sprachen! Sie mußte leiden, entsetzlich leiden, die furchtbarsten Seelenqualen, und es ist doch schließlich gleichgültig, ob ein Mensch leidet, dessen Gedanken genau denselben Weg gehen wie die unserigen, oder ein anderer, dessen Gedanken nicht überall die gleichen sind. Denn ich leide im Grunde doch nicht durch das, was geschieht, sondern durch das, was es für mich bedeutet.

Wilhelm Hellges verlor nach und nach den Standpunkt des Beurteilers von außen unter den Füßen, mehr und mehr versetzte er sich in die leidende Seele seines unglücklichen Weibes und dachte mit ihren Gedanken. An das „Tier" dachte er, an alles dachte er, was sie anscheinend nicht freien Geistes getan und gesprochen hatte. War es für sie nicht Wirklichkeit durch die klare Vorstellung?

Immer gewaltiger packte ihn die Sehnsucht, sie wiederzusehen. Er wollte sich Ruhe holen. Er zweifelte ja nicht an dem Ausspruch der Ärzte, daß seine Frau geisteskrank sei, aber er mußte sich selbst überzeugen. Die war nicht geisteskrank gewesen, deren Augen

auf ihm geruht, als man sie hinaustrug — in jenen Minuten gewiß nicht.

Und doch mußte sie es sein!

Und jetzt lebte eine andere Hoffnung in ihm auf, die ihn wenigstens der schlimmsten Qual seiner Gedanken würde entreißen können, die Hoffnung, daß er in den geliebten Augen nicht mehr den über ihn verwunderten, nie mehr den um Hilfe, um Barmherzigkeit flehenden Ausdruck finden würde, sondern den stillen, in seiner eigenen Ideenwelt glücklichen Schimmer der sichtbar Geisteskranken. —

Endlich wurde hin und wieder ein Brief erlaubt. Seine Frau schrieb einfach, ganz zufrieden von ihrem Leben. Es ginge ihr gut, das Tier sei noch bei ihr und mache ab und zu seine Wanderungen.

Erstaunt blickte er auf diese, immer nur kurzen Blätter. Es war die Handschrift seiner Frau, die zierlichen, feinen, unregelmäßigen Züge, und doch konnte sie es nicht geschrieben haben. Fast fühlte er etwas wie Enttäuschung. Wie furchtbar hatte er gelitten — und sie schrieb nichts von Leid, von Qualen, von Sehnsucht nichts, während es ihm das Herz zerriß nach der Armen, Verlassenen, einsam Leidenden. Ein Brief eines Assistenzarztes war mit dem ersten Schreiben mitgekommen, in dem Hellges ersucht wurde, nur kurz und einfach zu antworten, nichts zu schreiben, was die Kranke erregen könne, alles Persönliche zu vermeiden, möglichst nur im großen und ganzen Gleichgültiges zu erwähnen. Auch möge er den Brief offen schicken, da er vor der Aushändigung im Interesse der Kranken gelesen werden müsse. Er werde dann geschlossen übergeben.

Ja — der Arzt schrieb immer von der „Kranken". Gewiß, seine Frau war krank, aber er mußte es sich,

wenn er die klaren, nur zu verständigen Briefchen las, immer erst wieder ins Bewußtsein zurückrufen.

Seine Briefe wurden ihr nur unter Kontrolle übergeben. Es war gewiß nötig so. Dann fiel ihm auch ein, was er sich gleich hätte denken können, daß auch ihre Briefe jedenfalls vor der Absendung gelesen würden. Also waren sie unter einem äußeren Einfluß, einem Drucke geschrieben, weil sie darum wußte.

Er stand im Dunkeln und wußte, daß es unmöglich sei, brieflich hier eine Aufklärung zu bekommen. Sich mit einer offenen Frage an die Anstaltsleitung zu wenden, widerstrebte ihm. Er half ja schon sein Weib betrügen, indem er ihr nicht schrieb, wie es ihm ums Herz war, sondern nur schöne Worte machte. Er hatte es zugelassen, daß sie von ihm gerissen wurde, nun half er die Trennung vervollständigen, daß sie sich auch seelisch fremder und fremder werden mußten.

Mußte das sein? Gehörte das zur Behandlung? Oder war in dieser Weise nur alles bequemer für die Herren?

Er dachte öfters daran, mit dem Medizinalrat darüber zu sprechen. Doch da würde er gewiß nur wieder schöne, kluge Worte hören.

Er mußte sich selbst sein Urteil bilden. Die Psychiatrie war ein noch wenig erkundetes Gebiet, die Reihe der Erfahrungen noch nicht lang, hier war das schwierigste Forschungsgebiet, wo Physiologie und Psychologie so rätselhaft ineinandergriffen. Gerade da konnte ein nicht voreingenommener, durch keine wissenschaftlichen Köder auf falsche Fährten gelockter Laie mit dem einfachen, gesunden Menschenverstande vielleicht weit eher das Richtige treffen als die gelehrten Herren.

Wenn er so dachte, vergaß er, daß gerade er vor-

eingenommen war für seine Frau, für die Richtigkeit seiner Erwägungen.

Endlich — fast ein halbes Jahr war verflossen — wurde ihm erlaubt, seine Frau zu besuchen. Vor dem ersten Besuche wurde ihm anempfohlen, ruhig zu bleiben, möglichst keinerlei Erregung zu zeigen, nur Gleichgültiges zu sprechen und auf etwaige Klagen und Beschwerden der Kranken mit tröstenden, beruhigenden Worten zu erwidern, wie einem Kinde, dem man nicht recht geben, aber auch nicht böse sein will.

Der Anstaltsdirektor führte ihn selbst zu seiner Frau. Sie war im Garten, saß allein unter einer großen Linde auf einer Bank mit einer Stickerei beschäftigt.

Es waren noch mehr Personen im Garten, Herren und Damen, einige einfach und lässig, andere aufs eleganteste gekleidet. Zwei Damen spielten Tennis miteinander, ein alter Herr ging neben einem jungen Mädchen lebhaft plaudernd auf und ab, ein jüngerer Mann stand unbeweglich da, auf ein Blumenbeet starrend, an anderer Stelle waren mehrere Männer und Frauen in leinenen Kitteln mit Gartenarbeit beschäftigt, ein hagerer Jüngling mit wallenden Künstlerlocken lief eifrig gestikulierend und mit sich selbst sprechend barhäuptig schnellen Schrittes um ein Rasenrondell, ein kräftiger Herr in den besten Jahren saß, ein Zeitungsblatt in der Hand, auf einem Gartenstuhl.

„Ein Wärter," sprach der Hofrat, „sie sind im Garten verteilt."

Die meisten der Kranken grüßten, wenn der Direktor vorüberkam.

Ein kleiner beweglicher Alter mit langem, graumeliertem Bart kam schnell auf den Direktor zu. „Ist noch keine Depesche gekommen?" fragte er.

„Die Sache liegt noch bei der Kommission, soll aber nun bald vors Plenum gebracht werden. Sie müssen sich noch etwas gedulden."

„Die Verträge müssen unbedingt durchgehen — Sie werden sehen, Herr Geheimrat. Zwanzig — was sage ich, hundert Millionen werde ich im Handumdrehen verdienen." Er machte eine entsprechende Gebärde. „Ich muß es mir noch einmal überrechnen."

Er ging weiter lebhaften Schrittes, den Kopf senkend und sich die Hände reibend.

„Ein Opfer der Spekulationswut," sagte der Hofrat. „Doch dort ist Ihre Frau Gemahlin. Sie können schon ein wenig Freude bezeigen, wir sind längst von ihr bemerkt."

„Sie hat doch den Kopf nicht gehoben."

„O, sie sieht alles."

„Gertrud —"

Die junge Frau erhob sich mit einem Blick auf den Direktor, der stehen geblieben war, anscheinend in die Betrachtung einer sich eben entwickelnden Rose vertieft.

„Will —" sie zauderte, doch dann trat sie einen Schritt vorwärts und ließ sich von ihrem Manne in die Arme schließen.

Aber es war kein inniges Anschmiegen, wie er es erwartet hatte, er fühlte sogar bald ein leichtes Widerstreben und gab sie frei, vollkommen unschlüssig, was er nun beginnen solle. Wie ein Bann lag es über ihm, er fürchtete, alles, was er sage oder tue, müsse verkehrt sein.

Da trat der Direktor hinzu. „Wenn Sie von nun an immer ganz vernünftig sind, gnädige Frau, darf Ihr Herr Gemahl Sie öfter besuchen."

„Das freut mich."

„Aber Sie dürfen nicht mit dem Tier reden, wenn er da ist, sonst könnte es doch zu wandern beginnen, und Sie bekommen Schmerzen."

„Es schläft jetzt."

„So seien Sie recht vorsichtig, damit Sie es nicht aufwecken."

Der Direktor ging.

Die Kranke faßte ihres Mannes Hand, fest, immer fester, während sie dem Arzte nachsah. Als er hinter einem Boskett verschwunden war, zog sie ihren Mann mit sich auf die Bank.

„Er mag das Tier nicht leiden," begann sie, „er hat mir verboten, viel mit ihm zu sprechen, aber wenn er es nicht sieht, gehorche ich nicht, da plaudere ich viel mit dem Tier." Sie sah sich halb scheu, aber scharf ringsum, und dann flüsterte sie: „Es ist hier ja mein einziger Freund."

Das war eine Irre, die da sprach. Wilhelm Hellges konnte nicht im Zweifel sein. Ihm ward es leichter ums Herz, trotzdem er von unsäglicher Trauer erfüllt wurde.

„Schläft es jetzt?" fragte er mit gepreßter Stimme, auf ihre Wahnidee eingehend, wie er es früher oft getan hatte.

„Ja — aber jetzt brauche ich nicht mehr so vorsichtig zu sein, es kommt oft, auch ohne daß ich Schmerzen habe. Wenn ich aufstehe — so" — sie schlug die Augen nach oben — „sieht es zu mir herunter, und wir nicken uns zu und erzählen uns gegenseitig etwas. Es kennt alle Märchen, das vom Aschenbrödel, vom Schneewittchen, vom gestiefelten Kater und viele, viele andere, und ich erzähle ihm dafür von unseren Reisen, denn fremde Länder kennt es gar nicht, auch kleine Anekdoten hört es gern, und wir müssen oft laut miteinander

lachen. Aber der Direktor und niemand darf es wissen, sie wollen es nicht, daß ich so viel mit ihm spreche, und wenn jemand in der Nähe ist, tue ich es auch nicht, denn ich fürchte immer, sie locken es einmal zum Ohr heraus und schlagen es tot. Und dann müßte auch ich sterben."

„Gertrud —" er konnte den Ausruf nicht unterdrücken, und im gleichen Augenblick fürchtete er, unklug gewesen zu sein.

Sie aber schaute plötzlich verstummt zu Boden und saß so eine ganze Weile regungslos, wohl eine Viertelstunde.

Dann hob sie den Kopf, und nun erzählte sie, wie es ihr gehe, daß sie sehr zufrieden sei. „Geht es dir auch immer gut, Will. und fühlst du dich nicht einsam?"

Er schilderte, nicht alles der Wahrheit gemäß, daß er fleißig arbeite, daß zu Hause alles beim alten sei, und er hoffe, daß sie bald zurückkehre. Es kam ihm so von den Lippen.

Sie war jetzt augenscheinlich völlig vernünftig. „Ich bin ja krank, habe die Kopfschmerzen, ich weiß es. Sie meinen, ich sei geisteskrank, ja, aber was schadet das?"

„Du wirst genesen, Gertrud, und dann kommst du wieder zu mir."

„Sie werden mich hier nicht weglassen, es ist wie bei Professor Kleine, sie verdienen zu viel Geld an mir. Die Kopfschmerzen werden ja doch nicht besser, da hat es ja gar keinen Zweck, daß ich noch hier bin. Aber ich bleibe doch, die Ärzte müssen es ja besser wissen." Sie zeigte ihm die Stickerei, einen Tischläufer. „Ich kann ihn dir mitgeben, wenn du das nächste Mal kommst, er ist in einigen Tagen fertig. — Doch jetzt

wirst du gleich gehen müssen, der Direktor kommt wieder."

Wirklich kam der Arzt langsam zwischen den Stiefmütterchenrabatten daher. Er verschwand wieder für einige Augenblicke hinter einer Taxushecke.

Da plötzlich flüsterte die junge Frau mit eindringlicher Stimme: „Ich will weg von hier — ich fühle mich so unglücklich — ich sehne mich schrecklich nach dir, Will! Aber gutwillig lassen sie mich nicht — überlege, wie du mit mir fliehen kannst. Doch jetzt gehe, sag mir gleich Adieu — und vergiß nicht."

Er sah ihre Augen auf sich gerichtet so kindlich, so verständig, wie er es so gut kannte, wenn sie ihm in herzlicher Weise die Gewährung einer großen, nicht leichten Bitte hatte abschmeicheln wollen.

„Vergiß nicht — ich bin grenzenlos elend, ich werde wirklich wahnsinnig hier — rette mich — ich habe ja nur dich! — Versprich mir's!"

„Ich verspreche es dir," er konnte nicht anders, als ihr diese Antwort geben.

„Ich danke dir, Will." Sie drückte noch einmal verstohlen seine Hand und begann dann, auf ihre Arbeit blickend, zu sticken. Ihre Lippen summten ein Liedchen, und als der Direktor in Hörweite war, sprach sie: „Du mußt dir eine Rose mitnehmen, Will — warte, ich werde dir eine recht schöne pflücken."

Sie suchte ihm eine blaßrote, eben erblühende Rose aus, schnitt sie mit der Stickschere ab und steckte sie ihm ins Knopfloch. „Vergiß nicht!" flüsterte sie dabei nochmals an seinem Ohr. „O sei barmherzig!" Und er las in ihren Augen den Ausdruck der tiefsten Seelenqual, die um Barmherzigkeit fleht.

Der Abschied war dann sehr kurz, ohne weitere Zärtlichkeit, die junge Frau setzte sich gleich wieder



auf die Bank, schlug ein Knie über das andere, steckte ihre Stickerei am Kleide fest und begann zu arbeiten.

Als sie außer Hörweite waren, sprach der Direktor: „Der Zustand Ihrer Frau Gemahlin ist zufriedenstellend. Bis auf die Wahnidee und melancholische Perioden ist sie vernünftig, oft sogar bei klarem Verstande. Sie hat sich besser eingewöhnt, als ich anfangs dachte. Einen Tobsuchtsanfall hat sie seit länger als einem Monat nicht mehr gehabt. Es scheint überhaupt, als wenn im örtlichen Leiden ein Stillstand eingetreten sei."

„Kann ich eine Hoffnung daran knüpfen?"

„Ich muß Ihnen leider mit Nein antworten. Eine solche stabile Periode pflegt nur vorübergehend zu sein."

„Eine Heilung ist völlig ausgeschlossen?"

„Ich darf Ihnen keine Hoffnung geben."

„Ist der Zustand nicht derart, daß ich wenigstens hoffen darf, meine Frau einmal wieder zu mir zu nehmen?"

„Leider muß ich auch da mit Nein antworten. Es würde ihren Zustand nur schneller verschlimmern, und einem Tobsuchtsanfall stehen Sie machtlos gegenüber. Hier bei uns, wo die Behandlung sachgemäß geleitet wird, ist die einzige Möglichkeit, die geistige Nacht möglichst weit hinauszuschieben und auch das Leben damit zu verlängern. Das muß Ihnen genügen. Derartige Kranke müssen sich unter einer gewissen Zucht fühlen wie Kinder. — Sie werden wohl bemerkt haben, daß Ihre Frau Gemahlin sich dessen bewußt ist, nicht gänzlich frei zu sein. Das Ich, das Selbstbewußtsein, der Wille sind ja keineswegs ausgelöscht, im Gegenteil kann sich der Wille oft geradezu mit eiserner Energie betätigen — aber deshalb muß er sich unter einer Zucht fühlen zum Segen der Kranken.

— Sie wird Ihnen geklagt haben, daß es ihr schlecht gehe, sie mißhandelt werde oder ähnliches, daß sie vor allem hier weg wolle?"

Der Direktor sprach es unvermittelt, am hinteren Eingang der Anstalt stehen bleibend.

„Nein," erwiderte Wilhelm Hellges. „Sie sagte, sie fühle sich zufrieden." Er verschwieg, was ihm zuletzt anvertraut worden war. Überhaupt das Geschäftsmäßige, Kalte, das in den Worten des Arztes lag, hatte ihn unangenehm berührt, eine Art Starrsinn wachgerufen, ihn anscheinend ganz empfindungslos fragen und antworten lassen.

„So —" der Hofrat richtete einen schnellen, prüfenden Blick auf den vor ihm Stehenden. „Wenn es aber einmal anders lauten sollte, so vertrauen Sie einzig und allein dem Arzte. Derartige Kranke entwickeln oft einen geradezu verblüffenden Scharfsinn und eine erstaunliche Verschlagenheit und Verstellung in Verfolgung eines Zieles, zum Beispiel um aus der Anstalt wegzukommen. Hat sie Ihnen wirklich nicht davon gesprochen?"

„Nein!" Hellges sprach es kurz und kalt. Er konnte nicht zum Verräter an seinem Weibe werden.

„So —" wieder der eine kurze Laut und der schnelle, scharfe Blick. Der Seelenkenner wußte, daß er die Unwahrheit gehört habe, wie der Arzt so oft. Dieser Mann nahm die Partei seiner Frau. Aber das war er ja von Angehörigen, die Kranke in der Anstalt hatten, die sie wahrhaft liebten, gewohnt. Er kannte auch die seltsame Macht, die Geisteskranke über Laien gewinnen, und daß sie oft selbst erfahrene Ärzte zu täuschen vermögen.

„Die Besuche dürfen nicht zu häufig sein," dachte er, während er sich von dem Dozenten verabschiedete,

„und er muß sie auch einmal in zweifelloser geistiger Nacht sehen, um sich zu überzeugen, daß hier kein Unrecht geschieht.“ —

Erst auf der Rückfahrt kam Wilhelm Hellges wieder zum klaren Bewußtsein seiner selbst. Während des ganzen Besuches hatte er unter dem Einfluß der Kranken und des Arztes gestanden. Jetzt suchte er, was er erlebt hatte, zu zergliedern.

Die Wahnidee seiner Frau war ohne Zweifel krankhaft — auch die Tobsuchtsanfälle, die aber schon lange nicht wiedergekehrt waren. Sonst hatte sie einen wenn auch veränderten, so doch durchaus vernünftigen Eindruck gemacht. Sie war gegen ihn zurückhaltend gewesen, gegen den Arzt und ihre ganze Umgebung mißtrauisch, wie jemand, der es ganz genau weiß, daß er in strenger Zucht steht, sich nicht frei geben darf — wie eine Gefangene, die durch Wohlverhalten Nachteile vermeiden, sich Vorteile sichern, die Gunst der sie Beaufsichtigenden erwerben will. Sie fühlte sich als eine Gefangene und war es ja auch — sie war in eine Unnatur hineingepreßt. Nur im letzten noch unbeobachteten Augenblicke war sie völlig natürlich und auch zweifellos ganz klaren Verstandes gewesen, als sie es ihm sagte, daß sie sich unglücklich fühle, ihn bat, mit ihr zu fliehen, sein Versprechen heischte, das er ihr auch gegeben hatte. Und dabei hatten ihre Augen sich ihm entgegengerichtet — o mein Gott, die lieben, lieben Augen, die er nicht vergessen konnte! Damals, als sie hinausgetragen wurde, der Ausdruck stillen Vorwurfs, die furchtbarste Anklage — und heute war es der Ausdruck einer Seele gewesen, die sich dahin flüchtet, wo einzig Ruhe für sie sein kann, die um Barmherzigkeit fleht.

War er ein Mann? Wie tapfer trug das arme,

schwache Weib, wie fügte sie sich, duldete still, ohne ein Wort der Klage! Aber sie duldete nur in Hoffnung — in Hoffnung auf Befreiung, im felsenfesten Vertrauen auf den Befreier, der sie nicht verlassen, der kommen würde.

Aber wenn diese Hoffnung versank, dann mußte ja wilde Verzweiflung, der Sturz in völlige geistige Nacht, vielleicht gar die Vernichtung durch eigene Hand das Ende sein. Wenn er nicht zu ihr hielt, mußte der unglückliche Ausgang nur beschleunigt werden.

Er mußte sie aus der Anstalt wieder zu sich nehmen. Aber die Ärzte würden Einspruch erheben, und sie hatten rechtliche Handhaben, ihm sein eigenes krankes Weib zu verweigern.

Also blieb nichts übrig, als mit ihr zu fliehen — in ein anderes Land, dessen Gesetze vielleicht menschlicher waren. Die Mittel dazu fehlten ja glücklicherweise nicht. Und wie er sich den Plan weiter überlegte, kam er zu der Einsicht, daß er, gleichwie sie ihm klug den Weg gewiesen, die Ärzte täuschen müsse, um mit sicherer Aussicht auf Erfolg die Flucht ins Werk setzen zu können.

* * *

Beim nächsten Besuche wurde dem Dozenten bedeutet, daß er seine Frau leider nicht sehen könne, da sie nach einem heftigen Anfall ihrer Schmerzen dringend der Ruhe bedürfe. Es war die Wahrheit, doch es kam dem Direktor gelegen, um dem Manne vor Augen führen zu können, daß anderen, nicht mehr ihm die Entscheidung über seine Frau zustände. Der Direktor hatte wohl bemerkt, daß dieser Mann die Kranke wahrhaft liebe. Da war kein Klagen gewesen, keine Versicherung, wie tief er die Unglückliche bemitleide, wie

einsam und verlassen er sich fühle, keine Bitte, doch nichts für eine Heilung unversucht zu lassen, kein Betteln um eine Hoffnung — würdevoll hatte Wilhelm Hellges sich benommen, sich mit männlicher Ergebung in das Unabänderliche gefügt, was er innerlich litt, nicht gezeigt.

Aber gerade bei einer solchen Natur lag das Bedenken nahe, daß er völlig unter den Einfluß der Kranken geriet, vor allem bei der Art ihrer Krankheit, die klar nur in der einen Wahnidee zu Tage trat, während in den lichten Zeiten anscheinend völlige Vernunft sich zeigte — nur mit den feinen, ins Krankhafte hinüberspielenden Nüancen, die sich selbst für den erfahrenen Arzt auf schwer erkennbarer, für den Laien auf gänzlich verborgener Grenze bewegten. Es war krankhaft, daß sie sich schlecht behandelt, zu Unrecht gefangen gehalten, ja geradezu verfolgt wähnte, und die melancholischen Stimmungen, die immer häufiger auftraten, immer mehr Raum gewannen, konnten wohl als eine ganz naturgemäße Folge ihrer vermeintlich ungerechtfertigten Knechtung erscheinen, während sie doch nur der Beweis für die sich immer mehr ausbreitende Umdüsterung des Geistes waren, der, in Melancholie versinkend, Todesgedanken aufkommen ließ. Auch die ersehnte Befreiung würde nur ein kurzes Aufjauchzen sein, dem in ungeeigneter Umgebung und bei nicht sachgemäßer Pflege und Behandlung ein nur desto schnelleres Umsichgreifen der Erkrankung folgen würde.

Die nächsten Besuche verliefen im allgemeinen wie der erste — das fremde, fast kalte Verhalten der Frau gegen ihren Mann, ihre gut gespielte Ergebung in den Aufenthalt in der Anstalt — und dann in einem unbelauschten Momente das Aufjammern, die dringende, herzzerreißende Bitte um Befreiung.

Wilhelm Hellges verriet auf direkte Fragen nichts hiervon, der Arzt war überzeugt, daß er etwas verschweige, er sagte es ihm auf den Kopf zu. Auch da das Ableugnen mit freier, offener Stirn, denn er konnte sein armes Weib nicht verraten, ihr heißes, inniges Vertrauen nicht täuschen.

Dann wurde er einmal zu der Kranken geführt, als sie in Melancholie versunken war. Der Arzt meinte ihn dadurch zu überzeugen. Sie war völlig apathisch gegen alles, saß still da mit gesenktem Kopf in ihrer Zelle, blieb auch völlig gleichgültig, als ihr Mann zu ihr trat, sie auf seine Anwesenheit aufmerksam gemacht wurde. Nur einmal hob sie den Kopf und sah ihn an, aber man hätte meinen können, sie erkenne ihn gar nicht. Es war die geistige Nacht.

Doch er nahm nur die Erinnerung an den Blick mit, an ihre Augen mit dem Ausdruck zerbrochener Hoffnung. Sie mußte zu Grunde gehen, wenn er sie nicht bald befreite. Aber wie — wie? Er zermarterte sich das Hirn — vergeblich.

Da eines Morgens erhielt er einen Brief, der ganz anders lautete als die seltenen, die er sonst empfangen hatte. Es war eine herzzerreißende Klage über ihre Gefangenschaft, über das furchtbare Unrecht, das ihr geschähe, bald eine schwere Anklage in schlichten Ausdrücken, die von tiefer Melancholie zeugten, bald Verzweiflungsschreie eines gemarterten Herzens. „Wenn Du mich nicht befreist, auf den ich meine ganze Hoffnung setze," war der Schluß, „wenn Du nicht Barmherzigkeit übst bald, bald, wenn ich mich auch von Dir verlassen sehe, so werde ich mich selbst flüchten, von wo sie mich nicht wieder holen können. Deine — noch Deine Gertrud."

Hellges war wie zerschmettert, als er diese Zeilen

gelesen hatte. Kalt lief es ihm vom Herzen durch den ganzen Körper, willenlos erschauerte er wie im Fieber. Zum zweiten Male las er den Brief. Hatte das eine Irrsinnige geschrieben? Unmöglich. Wohl aber eine Unglückliche, die zum Irrsinn getrieben wurde.

Er sprang auf, er mußte handeln. Aber wie, wie? — Einfach ihre Heimkehr fordern. Sie würde ihm verweigert werden, und auf der anderen Seite war das formelle Recht. Die Ärzte bezeichneten die Kranke als gemeingefährlich. Das genügte, um den Aufenthalt in der Anstalt zu erzwingen.

Er mußte sie mit List befreien, ein anderer Ausweg blieb nicht. Gewiß war sie zuzeiten gestört, aber die lichten Zeiten in grausam empfundener Gefangenschaft waren nur eine desto größere Qual. Immer wieder kamen die Gedanken, die er schon bis zur Verzweiflung unzählige Male gedacht hatte. Das einzige, was er fürchtete, waren die Tobsuchtsanfälle. Aber war es nicht möglich, auch in eigener Wohnung, mochte sie ganz abgelegen sein in tiefem Walde, mit eigenen Wärtern ihr ein Zusammenleben mit ihm zu gestatten? Er brachte ja mit Freuden jedes Opfer.

Wenn er dem Arzte diesen Vorschlag machte? Doch nein — er würde nur eine abschlägige Antwort erhalten, das wußte er gewiß, seine äußere Macht über sie war zu Ende, und wenn er Verdacht erregte, die Aussicht auf eine Befreiung verloren.

Aber wie sollte er diese ins Werk setzen? Er wußte ja nicht einmal, wie es ihr möglich gewesen war, diese Zeilen in seine Hände gelangen zu lassen. Sie hatte auch keinen Weg angegeben, auf dem er ihr eine Antwort, die nicht durch die Anstaltsleitung ging, zukommen lassen konnte.

Einige Tage brachte er so in nutzlosen Gedanken

hin. Da gegen Mittag, als er an seinem Arbeitstische saß, hörte er einen Wagen vorfahren. Er achtete nicht darauf, auch als es dann läutete. Das Mädchen würde schon öffnen. Aber alsbald läutete es zum zweiten Male, lange, schrill und heftig. Er sah auf — das Mädchen war gewiß nicht da, weggegangen, um einen Einkauf zu machen oder etwas aus dem Keller zu holen. So erhob er sich und ging selbst, um nachzusehen. Doch da ertönte schon ein drittes Läuten, immer wieder der elektrische Knopf gedrückt, als sei jede Sekunde Goldes wert.

Eine Ahnung ergriff ihn, ein Gemisch von wild aufjauchzender Freude und jähem, furchtbarem Schreck. Er eilte, er lief, und doch war es, als hänge sich Blei an seine Füße. Da pochte es gegen die Tür, heftig, hämmernd. „Will, Will —“ er hörte es rufen, gedämpft — die Stimme seiner Gertrud.

Er riß die Tür auf, und da flüchtete sie herein.

„Warum öffnest du nicht?“ Sie riß ihm die Tür aus der Hand und schmetterte sie zu, warf die Sperrkette vor. „Warum öffnest du nicht? — Sie sind hinter mir — auch du verrätst mich — du läßt mich ihnen! — Warum hast du mir nicht geschrieben? Ihr seid alle gegen mich — nur die Wärterin nicht, die eine einzige — gib ihr Geld, Hände voll Gold — ich habe es ihr versprochen. — Still — sie kommen!“ Sie schwieg und hielt das Ohr lauschend gegen die Tür. „Sie kommen — ich höre die Schritte! — Du hast sie gerufen, aber sie sollen mich nicht wiederhaben — ich springe aus dem Fenster! Weg — weg, du bist mein Mörder, du, du allein, du hast mich verlassen!“ Sie stürzte ins nächste Zimmer hinein.

Mit Blitzesschnelle faßte er sich unter dem niederschmetternden Blick furchtbarster Anklage, den sie ihm

entgegenwarf, noch zur rechten Zeit packte er sie und riß sie mit Gewalt zurück — sie hätte sich durch die Scheiben hinuntergestürzt.

Ein furchtbares Ringen begann. Einen einzigen Schrei stieß die nun völlig in Tobsucht Verfallende aus, dann biß sie sich wie im Krampfe in seiner linken Hand fest. Der Wahnsinn verlieh ihr Kraft, und der Mann mußte schonen, die Kranke und das Weib — sein Weib! Mit der höchsten Anspannung aller Muskeln gelang es ihm, sie festzuhalten, auf den Boden niederzuzwingen. Er fühlte nicht den brennenden Schmerz in der zerbissenen Hand, an der die Rasende noch festhing, er hörte nicht das Pochen und Läuten des Mädchens an der Korridortür, das zur größten Verwunderung die Sperrkette vorgelegt fand — alle seine Gedanken waren nur schonende Gewalt, für die er Muskeln und Sehnen zum Zerspringen einsetzen mußte. Endlich, endlich merkte er, wie die Kräfte der keuchend Kämpfenden nachließen, die Zähne sich lockerten, der Widerstand in sich zusammensank.

Er bekam die linke Hand frei, er stützte ihren Oberleib, kniete neben ihr nieder. Blut und Schaum um ihren Mund — ohnmächtige Wut, unauslöschlicher Haß der Strahl ihres Auges. Doch wie er nun hineinsah, da veränderte sich der Ausdruck der braunen Sterne — tief, tief schaute er hinein, und dann flammte drinnen die Liebe, die alte Liebe auf, zwei Arme schlangen sich um seinen Hals. Das entsetzliche Erlebnis der letzten Minuten war ausgelöscht.

Er nahm die leichte Gestalt vom Boden auf und trug sie ins Nebenzimmer aufs Bett, das so lange nicht mehr ihren sanften Schlummer behütet hatte. Er wischte ihr das Blut mit einem Schwamm vom Munde, offenen Auges lag sie, aber still, unbeweglich. Wenn

Gedanken in ihr kreisten, die Brücke zwischen ihnen und dem Willen schien abgebrochen. Es war ein großes, ruhiges, schönes Auge.

Was nun?

Die Wirklichkeit forderte ihn sofort. Das Mädchen klingelte, rief durch die Korridortür, die sie, so weit es die Kette erlaubte, geöffnet hatte. Er mußte sie einlassen, sonst würde sie wohl Lärm schlagen bei diesem verdächtigen Ereignis. Einen Blick auf die Frau auf dem Bett — er mußte sie für einige Sekunden allein lassen — er durfte es auch wagen jetzt, meinte er. Er ging hinaus, nochmals sah er zurück — ihr Auge blieb unverändert. Er fühlte plötzlich einen wütenden Schmerz durch die gebissene Hand zucken, im Hinausgehen nahm er ein Handtuch und schlug es über das tropfende Blut.

Das Mädchen war sehr erregt. „Ach Gott, Herr Doktor, ich dachte schon, es wär' was passiert."

„Nichts, Marie — ich habe nur aus Versehen die Kette vorgehängt. Es klingelte vorhin jemand — und jetzt war ich in Gedanken."

„Ach ja, der arme Herr Doktor! Wenn nur die gnädige Frau erst wieder da wär'!"

Er kehrte zu seiner Frau zurück. Sie lag noch unverändert. Er setzte sich zu ihr.

Was nun?

In schwer wie Wogen rollenden Gedanken saß er — sie kamen heran, wuchtig und schäumend, höher und höher sich aufbäumend, und dann zerrannen sie — und kehrten wieder, wieder — immer das gleiche.

In diesen Räumen — in unserem Heim, das wir selbst uns gerichtet — gibt es keine Hoffnung — bei mir nicht — auf Erden keine für dich, du mein armes Weib! Zu mir hast du dich geflüchtet — in unser Heim

— mit vollem Vertrauen — in sicheren Schutz — so wähnst du — und auch ich muß dich verraten, ausliefern, verlassen. Stunden — ein Tag, das ist das Höchste, was uns vergönnt ist. Keine Hoffnung in diesen Räumen — bei mir — auf Erden keine Hoffnung.

Das Mädchen klopfte und bat zum Mittagessen. Er ging hinaus, damit sie nicht etwa hereinkäme.

„Tragen Sie nur auf, Marie — alles gleich — ich komme schon — mir ist im Augenblick nicht ganz gut — ich rufe schon, wenn ich gegessen habe." Er sprach es ganz ruhig, aber abgerissen.

Erstaunt sah ihn das Mädchen an, sie bemerkte seine Verstörung wohl.

„Sind Herr Doktor krank? Soll ich dem Herrn Medizinalrat telephonieren?"

„Nein — solcher Unsinn!" fuhr er sie nun plötzlich an. „Gehen Sie in die Küche und tun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe. Ich klingle schon, wenn ich gegessen habe."

Kopfschüttelnd entfernte sich das Mädchen. So hatte sie den sonst so gütigen Herrn noch nie gesehen. Es war doch sonderbar — die Sperrkette. Sie lauschte. Der Herr blieb nicht im Arbeitszimmer, wo er jetzt immer aß. Sie ging in die Küche.

Doch gleich darauf mußte sie ihn wieder rufen — ein Kutscher war da, fragte, ob die Dame, die er hergefahren habe, in diesen Stock gehöre.

„Nein — hier ist keine Dame. Bezahlen Sie den Mann, ich will meine Ruhe." Er gab ihr ein Geldstück, dabei sah sie die verbundene Hand, die er bisher versteckt hatte. „Ich will nicht mehr gestört sein, zum —" er zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen.

Dem Mädchen begann es unheimlich zu werden.

Wilhelm Hellges kehrte zu seiner Frau zurück. Sie

lag noch immer offenen Auges auf dem Rücken. Er betrachtete sie, ihr Auge richtete sich ihm entgegen.

„Willst du schlafen, Kind?"

Sie gab keine Antwort.

Da begann er die Verschnürung ihrer Stiefel zu lösen. Sie ruckte am Kragen ihrer Bluse, als sei er ihr lästig. Nun half er ihr sich entkleiden, sie blieb dabei liegen. Dann bettete er sie sorglich unter der Steppdecke.

Ihr Auge folgte allen seinen Bewegungen.

„Du blutest ja, Will."

„Ich habe mich gerissen."

„Es ist Blut."

„Das tut nichts, Lieb. — Hast du Hunger, möchtest du etwas essen?"

Sie schien nicht zu verstehen oder ihre Gedanken weilten schon wieder anderswo. Dann lächelte sie.

Er nahm es für Zustimmung, ging hinaus und brachte ihr einen Teller Suppe.

Lange schaute sie darauf, dann schien sie sich zu besinnen und legte sich seitwärts auf den linken Arm. Aber er mußte ihr Löffel um Löffel reichen, sie füttern. Mit Heißhunger begehrte sie plötzlich und aß, trotzdem die Suppe fast kalt war. Der Körper verlangte sein Recht. Auch einen Teller süßes Kompot aß sie darauf, Fleisch wies sie zurück. Und dann war es, als erwachten ihre Gedanken. Sie wandte den Blick wie erstaunt durchs Zimmer und zuletzt auf ihren Mann.

„Ich bin zu Hause," sprach sie verwundert, „und du bist bei mir. Es ist lange her" — mit der Hand fuhr sie über die Stirn, als wolle sie dort etwas wegwischen — „wo war ich?" Die Erinnerung an eine lange Zeit schien ausgelöscht — man sah es, wie die Augen suchend gingen, um den Gedanken, die sich

sichtlich um Klarheit bemühten, einen Punkt zu gewinnen, an dem sie ansetzen konnten.

„War ich krank, Will?“

„Ja, Lieb, aber nun bist du wieder bei mir.“

„War ich weg?“

„Ja, Lieb.“

„Weit? Wo war ich?“

Sie legte sich ins Kissen zurück, er sah, wie sie innerlich rang, sich quälte, um zu etwas durchzudringen, das ihrem Gedächtnis entglitten war. Sollte, durfte er ihr zur Hilfe kommen? Durfte die Erinnerung an die furchtbare Zeit zurückkehren? Blieb sie vielleicht auf ewig ausgelöscht?

Da ließ die Spannung in den Augen nach, und der Blick ging suchend nach oben.

„Das Tier ist erwacht — es regt sich“ — sie griff nach seiner Hand, drückte sie krampfhaft — „ich weiß jetzt, Will — ich bin irrsinnig — sie sagen es — sie hielten mich gefangen — ich bin entflohen — nie, nie wieder dahin zurück! — Doch still jetzt — o wie schnell kriecht das Tier heute — mein Kopf — o mein Gott!“ Einige halb abgerissene Liedertöne, dann schloß sie die Augen und lag wie tot in den Kissen.

Stunden vergingen, während deren die Kranke sich nur leise stöhnend regte. Hellges hatte Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen.

Was nun?

Er hatte die geliebte Kranke wieder, er durfte noch einmal an ihrem Bette sitzen, im eigenen Heim, in der trauten Umgebung, in der mit jedem Gegenstande Erinnerungen einer glücklichen Zeit verknüpft waren. Die glückliche Zeit, sie war für immer dahin — nur ein einziger glühender, blendender Schimmer von Glück war ihm noch einmal vorgetäuscht in der armen

Entflohenen, die in ihren stillen Schmerzen jetzt ahnungslos in den Kissen lag. Und doch vielleicht ruhiger als in dem großen, fremden, kalten Hause, das die irren Stunden freilich sorgsam behütete, die geistes-klaren aber zur furchtbarsten Seelenqual werden ließ. Da schützte man ein solch unglückliches Leben vor dem blinden Ende durch eigene Hand, um es für die Qual der Zeiten aufzusparen, die es noch wirklich lebte.

War Sinn und Verstand darin?

Er faßte sich an die Stirn. Ein Zucken innen, als wolle alles, was da in den Windungen des herrlichen Menschengehirns sich vergeblich bäumte und rang, mit einem Schrei die elende beinerne Hülle sprengen, um sich aus unerträglicher Pein zu befreien.

Ich werde ja selbst wahnsinnig. Er blickte starr zu Boden auf einen roten Fleck der weichen wollenen Bettvorlage, die eine arme weiße Hand einst selbst geknüpft hatte. Er hob nach einer Weile den Blick auf die magere Schmerzenshand, die auf der Stepp-decke lag.

Die Hand erzählte ihm von vergeblichem Beten, von Ringen in Verzweiflung. In fliegender Hast hatte sie sich gerührt zu dem letzten Briefe, um den Aufschrei des gemarterten, verfolgten Herzens in Worte zu kleiden. —

Wenn sie nur die Augen nicht öffnet, ich kann den Blick nicht sehen, den Blick, mit dem sie sie damals hinaustrugen am Weihnachtsabend, verlassen von mir, der geschworen hatte, treu bei ihr auszuharren bis in den Tod, verlassen von mir, der ihr's aufs neue geschworen auf die flehentliche Bitte.

Wenn sie doch jetzt hinüberschliefe, wo etwas sein muß über Menschenverstand, wohin kein Gedanke eine Brücke zu schlagen vermag! Keine Brücke — doch —

———

die buntfarbige Brücke der Hoffnung, herrlich wie der Regenbogen; aber wer hinübergeht, weiß nicht wohin. Und doch muß es etwas sein.

Warum, wenn hier das Leben unheilbar gestört, warum setzte man nicht ein schmerzloses Ende? Eine starke Dosis Morphium machte es den Ärzten doch so leicht. Warum taten sie es nicht?

Weil sie nicht das rechte Erbarmen hatten.

Aber war er denn anders, der liebte, dem das bleiche leidende Wesen dort alles war, hatte er Barmherzigkeit gekannt? Hatte er sie nicht mit Gewalt, die armen, schwachen, flehenden Kräfte mit rauher Gewalt niederwerfend, von einem schnellen Tode, vom Erlösungssprung aus dem Fenster zurückgehalten. War das Barmherzigkeit gewesen?

Ihn schauderte. Es wäre ein häßlicher Tod gewesen — pfui, wie häßlich!

Aber wenn er nun den Revolver aus dem Nachttischchen nahm, leise die Stelle suchte, wo das Herz schlug — einige Tropfen roten, schönen Blutes und ein schmerzloses Hinüber!

Dann brauchte er die Augen, die Augen nicht mehr zu sehen, wenn sie sie wieder hinaustrugen.

Das war Barmherzigkeit für sie — und für ihn selbst.

Als er bei diesem Gedanken war, ertönte die Korridorklingel. Gespannt horchte er auf. Sie kommen, um sie zu holen, sie ist ja eine Verfolgte, eine Ausgestoßene. Atemlos lauschte er eine lange Weile, mißtrauisch zur Tür spähend, leise schob sich seine Hand zum Nachttischchen, zog die Schublade auf, glitt hinein und nahm den Revolver heraus. Wenn sie jetzt kämen, wollte er sie schon verteidigen.

Eine längere Weile, dann hörte er gedämpft rufen:

„Herr Doktor, Herr Doktor!“ Die Stimme kam näher, des Mädchens Stimme.

Schnell erhob er sich, legte die Waffe auf sein Bett und ging ins Nebenzimmer, die Tür hinter sich schließend.

„Herr Doktor — der Herr —“

„Sprechen Sie leise!“ knirschte er. Mehr als die Worte wirkte sein drohender Blick.

„Der Herr Medizinalrat möchte —“

„Ich bin für niemand zu sprechen. — Verstehen Sie nicht? — Gehen Sie.“

Das Mädchen ging scheu hinaus. Lauschend blieb Wilhelm Hellges stehen. Er hörte draußen Stimmen, doch konnte er kein Wort verstehen. Dann erschien der Medizinalrat selbst.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Doktor —“

„Ja — Sie wollen wissen — meine Frau ist hier — unter meinem Schutze wieder.“ Er sprach es mit Entschiedenheit.

„Meine Mission ist nicht leicht, Herr Doktor,“ entgegnete der Arzt, „aber ich habe Sie stets als einen Mann gekannt, dessen Einsicht und Kraft ich schätzen mußte —“

„Ich bitte, keine Worte, Herr Medizinalrat — nur die Antwort auf eine Frage: Gibt es keine Möglichkeit, daß ich meine Frau bei mir behalte?“

„Leider muß ich mit Nein antworten — das Gesetz verbietet es.“

„Und ist keine Hoffnung auf Genesung? Überlegen Sie genau, aber belügen Sie mich nicht — auf Mannesehre.“

„Ich kann Ihnen keine Hoffnung machen.“

„Gut, dann sollen Sie sie haben!“

Festen Schrittes ging Wilhelm Hellges ins Schlafzimmer zurück.



Am Achensee.

Humoreske von Ida Großmann.



Du hast wirklich im Sinn, Ernsthausen einen Korb zu geben, wie mir eben deine Mutter erzählte?"

Mit diesen Worten trat eine hübsche junge Frau, welcher das Lebensglück aus den Augen schaute, in das behagliche, elegante Zimmer ihrer Freundin.

„Wie kann dich das in Erstaunen setzen, Mile. Du weißt doch, daß ich gebunden bin."

„Ach was gebunden und verlobt! Zwölf Jahre sind es her, daß ihr euch in einem sentimentalen Anflug — du mußt doch zugeben, daß ihr beide noch recht grün waret — auf dem poetischen Achensee ewige Liebe gelobt habt. Du lieber Gott, wenn alle die Schwüre, die in einer hellen Mondnacht —"

„Wie du das so leichthin sagst, als hättest du dir extra einen grauen, nebeligen Novembertag zum Verloben auserwählt! Aber so seid ihr jungen Frauen! Sobald ihr unter der Haube seid, bildet ihr euch was darauf ein, ja recht prosaisch von der Liebe zu denken, um euch ein Ansehen uns Unverheirateten gegenüber zu geben. Ich betrachte mich als verlobt und halte mein Wort."

„Und er? Er hat seit elf Jahren nichts von sich hören lassen. Erst sandte er dir einigemal Blumen und Verse, dann aber schwieg er in allen Weltsprachen. Ach, Evchen, sei doch vernünftig und mache dich und andere nicht unglücklich! Professor Ernsthausen liebt

dich, er ist ein prächtiger Mensch, schließlich kannst du auch nicht ewig ledig bleiben, und mit der Zeit werden die Heiratskandidaten immer seltener. Dabei liegt doch klar auf der Hand, daß dich dein einstiger Ritter längst vergessen hat."

„Vergessen?"

Die hübsche Blondine schlug schwärmerisch die blauen Augen gen Himmel, und um den weichen Mund, um welchen sich schon ein leiser Zug von Resignation gelegt, zuckte es verräterisch.

„Vergessen?" wiederholte sie leise. „Kann man seine Liebe vergessen?"

„Heutzutage schon, da verjährt die Liebe so rasch wie die Rechnungen. Er war damals neugebackener Referendar. Bedenke, welch schwindelnde Höhe kann er inzwischen erreicht haben! Vielleicht ist er auch Rechtsanwalt geworden und hat schon gar manche holde Gedrückte und Verlassene aufrichten und trösten müssen. Ja, ja, die Männer —"

„Laß deinen Spott, Mile, er tut mir wehe! Glaube mir, es gibt noch Kavaliere, und zu dieser seltenen Sorte gehört mein Udo. Auch ist noch gar nicht gewiß, ob er in seinem Schaffens- und Forschungsdrange nicht übers Meer gegangen, wer weiß, ob er nicht irgendwo gefangen sitzt oder sich sonst im Elend nach mir sehnt. Und wenn er dann eines Tages an meine Tür klopfen und mich an meinen Treuschwur erinnern würde?"

„Dann würdest du ihm einfach sagen, daß du keine Lust gehabt hast, einsam zu verschimmeln."

„Ach, Mile, daß wir uns in diesem Punkte so gar nicht verstehen!"

„Weil ich, deine beste, aufrichtigste Freundin, nicht so poetisch angelegt bin wie du, weil ich auch die Prosa

des Lebens im Auge behalte und gelernt habe, daß sich beides verbinden läßt mit Vernunft. Du aber, liebes Kind, lebst nur diesem Hirngespinst."

„Bitte sehr, es war Tatsache, daß wir uns verlobt haben inmitten der erhabenen Bergwelt."

„Wie und wo ist nebensächlich, hier spielt nur noch das ‚Wann' mit — und das ist schon so lange her, daß ein vernünftiger Mensch gar nicht mehr daran denkt. Du lieber Gott, wer hat in seinen Backfischjahren nicht ‚ewig geliebt'! War es kein Referendar, so war es der erste Heldentenor, der Literaturprofessor oder sonst ein Sterblicher."

„Das sind alles vage Vergleiche, und ich bitte dich herzlich, davon abzulassen."

„Und ich bitte dich, schreibe Professor Ernsthausen wenigstens, daß du seinen Antrag überlegen willst."

„Wozu diese Komödie?"

„Weil — na, weil ich das Gefühl habe, es wäre gut für euch beide. Reise, fahre den Rhein hinab, oder setze dich auf den Vesuv, wo er am glühendsten ist, doch fasse hier in diesen vier Wänden keinen Beschluß! Mir ist's, als schreie hier aus jeder Ecke das ‚Verlobt — gebunden' dich an. — Ich muß leider jetzt gehen. Sei mir nicht böse, du weißt, deine sentimentalen Ausbrüche reizen mich immer zu prosaischen Ergüssen. Evchen, laß dir gut raten, nimm ihn, er ist ein solch lieber, achtbarer Mann! Ich hoffe bestimmt, bald von dir zu hören, daß du willst."

Noch eine herzliche Umarmung, und Eva ist allein.

Erst legt sie den Brief des Professors sorgfältig in ihre Schreibmappe, schließt dieselbe und birgt sie achselzuckend in ihrem Schreibtisch, als wollte sie sagen: Das alles ist unnütz, ich nehme ihn doch nicht!

Lange sitzt sie in ihrem Schaukelstuhle in Sinnen

verloren. Wie oft kam ihr selbst schon der Zweifel an des Geliebten Liebe! Warum hatte er nie geschrieben, warum fand sie seinen Namen in keiner Beamtenliste? Ist er tot — hat er sie vergessen? Ach käme doch ein Mensch und würde ihr diese Fragen beantworten!

Nun ist sie dreißig Jahre, das Alter zeigt sich schon an den kleinen, indiskreten Fältchen unter den Augen. Alle ihre Freundinnen sind glückliche Gattinnen und Mütter. Doch wer kann für sein Schicksal?

„Ja, ja," nickt sie dem großen Ölbilde an der Wand, das den Achensee in seinem ganzen Zauber darstellt, zu. „Du stiller See hattest es uns angetan, deine blauen Wellen haben uns das Geständnis unserer Liebe entlockt!"

Plötzlich kommt ihr ein Entschluß. „Ich soll reisen, um leichter zu einem Entschlusse zu kommen — gut, ich flüchte mich zu dir! Dort, wo ich mein Herz verloren, dort will ich mir Mut holen, um standhaft zu bleiben in Liebe und Treue!"

— — — — — — — — — — — — —

Kufstein! Eva steigt eilig aus. Ach hier, zwischen den herrlichen Bergen, hatte damals ihr Glück begonnen. Dort oben auf der stolzen Festung Geroldstein hatte sie ihn kennen gelernt, hatte er ihr und Tantchen das entzückende Panorama erklärt, und als sie abgestiegen, fragte er in seiner biederen Pommernart, ob er sich den Damen anschließen dürfe, was gerne bejaht wurde. Wie lachend lag damals die Welt vor ihr! Und heute? Sie könnte aufschluchzen vor tiefem, tiefem Weh!

Ein herrlicher Morgen ist angebrochen. In rasender Eile fährt der Zug dahin, vorüber an den majestätischen Bergriesen, welche zum Teil noch mit Schnee bedeckt sind, der in der Sonne gleißt und schimmert und in unzähligen Wasserfällen zu Tale rinnt.

Nun zeigt sich Jenbach, von wo aus die Zahnradbahn benutzt wird. Eva dünkt es eine Ewigkeit, bis dieselbe die Höhe von Eben erreicht, wo liebliche Häuschen, die man sich nicht ohne stilles Glück denken kann, am Waldessaume zerstreut, umherstehen. Die luftigen Wagen, welche beim Aufstieg den Blick auf die malerischen Täler und die prächtigen Wälder zu beiden Seiten gewähren, sind dicht besetzt. Zu Evas Rechten sitzt ein sächsisches Ehepaar, dessen weichliche Sprache ihr auf die Nerven fällt, während zur Linken eine elegante Französin mit ihren raschelnden Seidenröcken ihr den letzten Rest von Stimmung nimmt.

Wie sie lachen und scherzen! Sie ist wohl die einzige, die mit verdüstertem Gemüte dasitzt, und als sich sämtliche Passagiere mit dem Rufe: „Der See, der See!“ erheben, möchte sie sich am liebsten die Ohren zuhalten. Was ging denn diese Fremden „ihr“ See an!

Die kurze Fahrt mit dem kleinen Dampfschiff nach der Pertisau, wo Eva zu wohnen gedenkt, ist bald überstanden, und als sie in den Fürstenhäusern ein Zimmer verlangt, wird ihr auf ihren Wunsch dasselbe angewiesen, das sie vor zwölf Jahren bewohnt hatte.

Nachdem sie Toilette gemacht, geht sie in den Speisesaal hinab, wo eine Stärkung die schlechte Laune sichtlich hebt. In besserer Stimmung tritt sie hinaus an den See, der von der Abendsonne beschienen ist, und eine grenzenlose Liebessehnsucht nach ihm, dessen Gegenliebe sie zu fühlen meint, kommt über sie. Trunken von all den auf sie einstürmenden Gefühlen, besteigt sie einen Kahn und läßt sich über die spiegelglatte Wasserfläche rudern. Unter ihr ist die dunkle Flut, zu Seiten die gewaltigen Berge, und über ihr das blaue Himmelszelt — so hatte sie es all die Jahre in ihren Träumen

gesehen. Hier hat sich so wenig geändert wie in ihrem Herzen. Auch hier ist die Zeit machtlos.

Roterspitze, Hoch-Jß, Spieljoch, Unnütz und dort Bärenkopf, Seekarspitze, Tristkogel und Sonnjoch zählt sie an den Fingern her und sieht dabei im Geiste Udos belehrendes Gesicht, das er stets zog, wenn er ihren Mentor spielte.

Diese schweigsamen ewigen Berge, diese schroffen Felswände waren die alleinigen Zeugen ihrer Liebe gewesen, sie hatten gesehen, wie sie sich heiß geküßt, sie hatten gehört, wie sie sich ewige Treue geschworen. Und nun zeigt sich Seehof und Scholastika. Da hinaus ließen sie ihr Schifflein treiben, denn sie hatten sich die Hände gereicht, gereicht fürs ganze Leben!

Wie im Fieber schüttelt sie die Erinnerung, ihr ist plötzlich, als müßten die Berge über sie, die nahe daran war, die Treue zu brechen, stürzen, als wolle die glitzernde Flut die Meineidige in die Tiefe ziehen. —

In ihrem Zimmer angekommen, sinkt sie tiefergriffen auf die Knie. Die Würfel sind gefallen, sie wird ihm treu bleiben — treu bis zum Tode! —

Neugestärkt erhebt sie sich am nächsten Morgen. Alle Zweifel sind dahin, Ruhe, die langentbehrte Ruhe ist in ihr Herz eingezogen.

Nachdem sie einen Spaziergang am herrlichen See entlang gemacht, natürlich nur vom Gedanken an ihn beseelt, kehrt sie nach den Fürstenhäusern zurück, wo sie das Mittagsmahl einnehmen will.

Es ist heiß geworden. Mit jugendlicher Kraft brennt die Sonne hernieder. Müde setzt sich Eva auf eine Bank nahe am Ufer. Melancholisch glucksen die Wellen an die Landungsbrücke, melancholisch blickt sie in die blaugrüne Tiefe des Sees.

Da wird sie plötzlich unsanft aus ihren Gedanken

geweckt. Ein sehr umfangreicher Herr hat sich mit solcher Wucht auf ihre Bank niedergelassen, daß dieselbe in allen Fugen ächzt.

„Puh, ist das 'ne tolle Hitze!" Pustend fährt er mit seinem rotseidenen Taschentuch über sein erhitztes Gesicht.

Eben will sich Eva erheben, um in einem anderen Winkel ihren Gedanken nachzuhängen, da ertönt eine zweite Stimme.

„Na, da bist du ja, suche alles aus nach dir! Ich hab's ja schon zu Hause gesagt, daß es Unsinn ist, hierher zu fahren. Kostet klotzig viel Geld und die ollen Berge verlohnen's wahrhaftig nicht."

„Na, Minna, laß gut sein, wir reisen ja heute wieder nach München, dort kannst du dann wieder den ganzen Tag die Auslagen betrachten."

„Das lass' ich mir auch eher gefallen als das blöde Bergkraxeln. — Sie gestatten wohl, gnädiges Fräulein?"

Umständlich setzt sich die kleine dicke Frau, die prächtig zu ihrem Gatten zu passen scheint, neben Eva, sie mit ihren vorstehenden Augen neugierig betrachtend.

„Aber das Essen soll gut hier sein. Ist Zeit, 'nen ordentlichen Happen zu bekommen. Übrigens, Minna, hast du dir gestern in Kufstein das Rezept für die Kirschenstrudel geben lassen? Ich denke, mehr Kirschen und weniger Mehl."

Eva hat sich plötzlich hoch aufgerichtet. Wäre es möglich? Täuscht sie sich nicht? War das nicht seine Stimme? Sie beugt sich ein wenig vor. Der Herr hat die Augen halb geschlossen. Das gibt ihr Mut, ihn genauer zu betrachten. Wahrhaftig, es ist kein Zweifel, er ist es! Dick und unförmlich geworden — aber er ist es!

Ihr ist ganz schwindlig; sie weiß nicht, soll sie lachen oder weinen. Das also ist aus ihrem Jugendideal, dem sie die schönsten Jahre ihres Lebens geopfert, geworden! Wo ist nun ihr Held, ihr ritterlicher Kavalier? War dieser Mann ihrer Opfer wert?

Erst will sie fliehen, dann aber sagt ihr die Vernunft, daß nun der Moment gekommen sei, der entscheidend für ihre Zukunft sein, der sie für alle Zeiten von ihrer Jugendliebe heilen wird.

„Das sage ich dir;“ fängt die Frau wieder an, „auf die Berge kriegst du mich nicht mehr. Ich danke Gott, daß es in unserem Pommern schön eben ist. Und dazu unsere herrliche Butter und der saftige Schinken! — Kennen gnädiges Fräulein Pommern?“

„Nein, ich war noch nie —“

„Tut mir leid für Sie, denn dort ist's bedeutend schöner als hier. Unsere herrliche Ostsee —“

„Gewiß ist sie schön, doch solche Farbe wie hier der See —“

„Hat sich was,“ mengt sich nun auch ihre verflossene Liebe ins Gespräch. „Da seh' ich schon lieber in einen Maßkrug im Münchener Hofbräuhaus — ha, ha, ha!“

Wie widerlich klingt Eva das fettige Lachen in den Ohren! Ist es denn denkbar, daß ein Mensch sich in zwölf Jahren so verändert? Interesse scheint er überhaupt keines mehr zu haben, sonst hätte er sich doch wenigstens die Dame, mit der er spricht, angesehen.

„Bleiben Sie noch lange hier, Fräulein?“ ertönt die harte Stimme der Frau wieder. „Die Saiblinge sollen gestern ja ausgezeichnet gewesen sein.“

„Sie sehen, meine Gnädigste, meine Frau und ich lieben das Reelle und fühlen uns auch recht wohl dabei.“

„Jawohl, 'ne gute Schinkenstulle bekommt mir allemal besser als so 'ne dämliche Aussicht.“

„Das ist wohl Geschmacksache. Ich werde zu jeder Zeit eine schöne Natur einer guten Küche vorziehen.“

„Dann heiraten Sie nur ja nicht, sonst gibt's Krakeel den ganzen Tag. — Udo, wären wir wohl so glücklich zusammen, wenn ich nicht so 'ne perfekte Köchin wäre?“

Wie ihr dieser einst so geliebte Name von dieser harten Stimme ausgesprochen aufs — und zugleich aus dem Herzen fiel!

Sie hört kaum mehr, was die Frau weiter spricht, nur so viel erfaßt sie noch, daß ihr einstiges Ideal zweimal durchs Assessorenexamen gefallen ist und schließlich das Gut seines Vaters übernommen hat. Wie er zu dieser Frau gekommen, kann sie nicht erfahren; vielleicht hat sich das Wort hier bewahrheitet, daß „die Liebe des Mannes durch den Magen geht“.

„Na ja“, meint in sichtlichem Behagen Udo nach einer Weile, „man wird mit der Zeit bequemer. Geschwärmt habe ich auch einmal, doch hat diese Jugendduselei glücklicherweise nur kurz angehalten. Gerade hier am Achensee bildete ich mir mal ein, sterblich verliebt zu sein. War aber nischt.“

„Wer weiß, ob sie hätte kochen können!“ setzt die Frau verächtlich hinzu.

Nun aber hat Eva genug. Rasch erhebt sie sich.

„Wohin so eilig, Fräulein? Wir speisen doch zusammen. Mein Mann hat 'ne Flasche Rüdesheimer auf Eis stellen lassen, da trinken Sie doch ein Gläschen mit?“

„Wohl auf die einstige Jugendduselei?“ platzt Eva wütend heraus, und so rasch als möglich verschwindet sie um die Ecke.

Dann aber bleibt sie stehen. In ihren Augen blitzt der alte Humor wieder, und aus innerster Seele lacht

sie herzlich auf. Gott sei Dank! Nun ist sie gerettet und geheilt von aller Sentimentalität, von aller „Jugenddusele“, wie sich der dicke Udo so richtig ausdrückte!

Eine halbe Stunde später geht ein Telegramm an die Freundin in der Heimat. Es enthält nur die zwei Worte: „Ich will!“





Der Thunfisch und sein Fang.

Bilder vom Mittelmeer. Von R. F. Hermann.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Eine sagenhafte Geschichtsüberlieferung erzählt, daß die Flotte Alexanders des Großen vor den Mündungen des Ganges förmliche Kämpfe habe bestehen müssen, um sich den Weg durch Scharen riesiger Fische zu erzwingen, die sich den Schiffen wie eine geschlossene Mauer entgegenstellten. Natürlich kann es sich bei diesem Bericht nur um die abenteuerliche Übertreibung eines wirklichen Vorkommnisses handeln, aber er ist immerhin charakteristisch für die Vorstellung, die man sich schon in alten Zeiten von dem massenhaften Auftreten des Thunfisches — denn von diesem ist ohne Zweifel die Rede — machte.

In der Tat ist die Jagd auf diesen für den Menschen so nützlichen Meeresbewohner einer der ältesten uns bekannten Zweige der Seefischerei. Der Thunfisch wurde schon im Altertum im Bosporus wie in den Dardanellen in ungeheuren Mengen gefangen, und sein Fleisch bildete eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel für die Küstenbevölkerung jener Gegenden. Nur eine Fruchtbarkeit, die kaum wesentlich hinter der des Herings zurücksteht, kann es erklären, daß die unermüdlichen Nachstellungen der Menschen im Laufe der Jahrtausende keine merkliche Verminderung des Meeresreichtums an Thunfischen herbeizuführen vermochten, und daß sein Fang noch heute die einzige

Erwerbsquelle für die Einwohnerschaft ganzer Inseln und Ortschaften am Mittelmeer bildet.

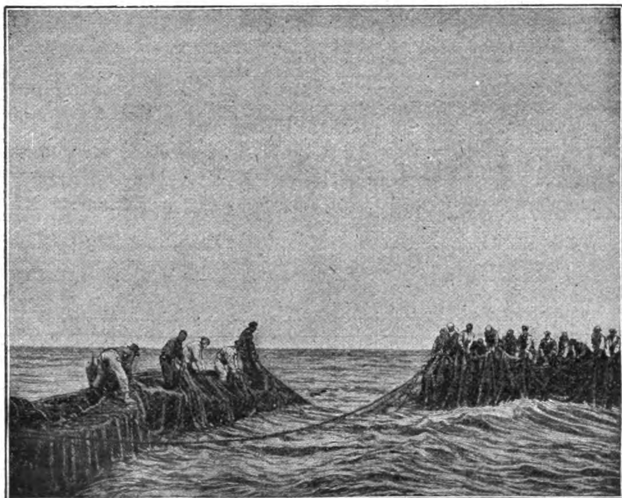
Für den Binnenländer gehört der Thunfisch, der in den Seewasseraquarien unserer Städte nur selten anzutreffen ist, trotz der Massenhaftigkeit seines Vorkommens zu den am wenigsten bekannten Geschöpfen,



Ein Riesenexemplar.

und doch kann man ihn um seiner Gestalt wie namentlich um seiner Färbung willen wohl als einen der schönsten Fische bezeichnen. Von langgestreckter, spindelartiger Körperform, erreicht der zur Ordnung der Stachelflosser und zu der Familie der Makrelen gehörige Fisch eine sehr stattliche Größe. Man erzählt, daß Exemplare von 4 Meter Länge und 600 Kilogramm Gewicht gefangen worden seien, und wenn solche Riesen auch wohl nur äußerst selten vorkommen mögen, so ist er doch ohne Zweifel der größte unter den Be-

wohnern der europäischen Meere. Am Rücken bläulichschwarz, am Brustpanzer weißblau, an den Seiten und am Bauch silbergrau mit weißen Bändern und Flecken gefärbt, erscheint der schlanke Fisch noch bunter durch die schwefelgelben, schwarzgeränderten falschen



Das Auslegen des Netzes.

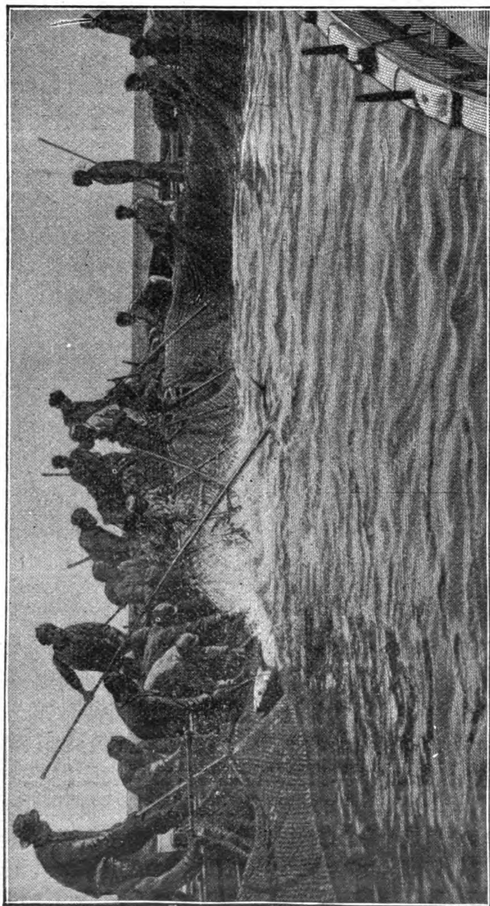
Flossen und durch die Fleischfarbe, welche die erste Rücken- und die Afterflosse aufzuweisen haben.

Er nährt sich von Fischen und Weichtieren und lebt, mit Ausnahme der Laichzeit, in ziemlich beträchtlichen Meerestiefen. Seine eigentliche Heimat ist der Atlantische Ozean, doch kommt er massenhaft auch im Mittelmeer und im Schwarzen Meere vor. In nördlicher Richtung wandert er bis gegen England hin, und einzelne Exemplare sind sogar schon in der Gegend von Rügen beobachtet worden. Um zu laichen, nähert

er sich in den Monaten April und Mai den Küsten bis auf ganz geringe Entfernung in Scharen, die oft nach vielen Tausenden zählen, und hält dabei, gleich dem Hering, ganz bestimmte Straßen ein, deren Kenntnis es dem Menschen leicht macht, ihn in ungeheuren Mengen zu erbeuten.

In besonders großem Umfange wird die Thunfischerei heute an den italienischen Küsten, bei Sardinien und Sizilien betrieben. Aber auch für die südfranzösischen Küstenstädte ist sie zu einer sehr ergiebigen Erwerbsquelle geworden. Der Fang geschieht dort zumeist mittels eines nur für diese Art der Seefischerei verwendeten Netzes von riesigsten Dimensionen, das in einiger Entfernung von der Küste und parallel zu dieser in einer Länge von mehreren Kilometern derart im Wasser angebracht wird, daß der untere, durch Steine und Anker befestigte Rand auf dem Meeresboden ruht, während der obere durch allerlei Schwimmvorrichtungen an der Oberfläche gehalten wird. Sind die Züge des Thunfisches einmal in die durch das Ufer auf der einen und die Netzwand auf der anderen Seite gebildete Gasse geraten, so ist ihr Schicksal besiegelt. Durch vielstimmiges Geschrei und durch Schlagen des Wassers mit Rudern und Stangen hindern die Fischer ihre sichere Beute, sich rückwärts zu wenden und den rettenden Ausweg zu finden, und treiben sie durch ein ganzes System von immer enger gestellten Netzen bis in ein geschlossenes Netzviereck, das sie sehr treffend die „Totenkammer“ nennen. Es hat einen aus einem horizontal gespannten Netz bestehenden Boden, und durch ein Emporziehen desselben werden die dicht zusammengedrängten, sich in ihrer Verzweiflung untereinander heftig befehdenden Fische an die Oberfläche befördert.

Das ist ein hartes Stück Arbeit, da es von den im Viereck nebeneinanderliegenden Booten aus bewirkt



Die „Totenkammer".

werden muß, und dazu sind in der Regel nicht weniger als zweihundert kräftige Arme notwendig. Der

Anblick, den das Gewimmel der lebhaft bewegten, vielfarbigen Fischleiber gewährt, ist von außerordentlichem malerischen Reiz, aber mit Entsetzen und Abscheu wendet sich der mit der Art des Thunfischfanges noch nicht vertraute Zuschauer von der Szene ab, die sich nun abzuspielen beginnt.

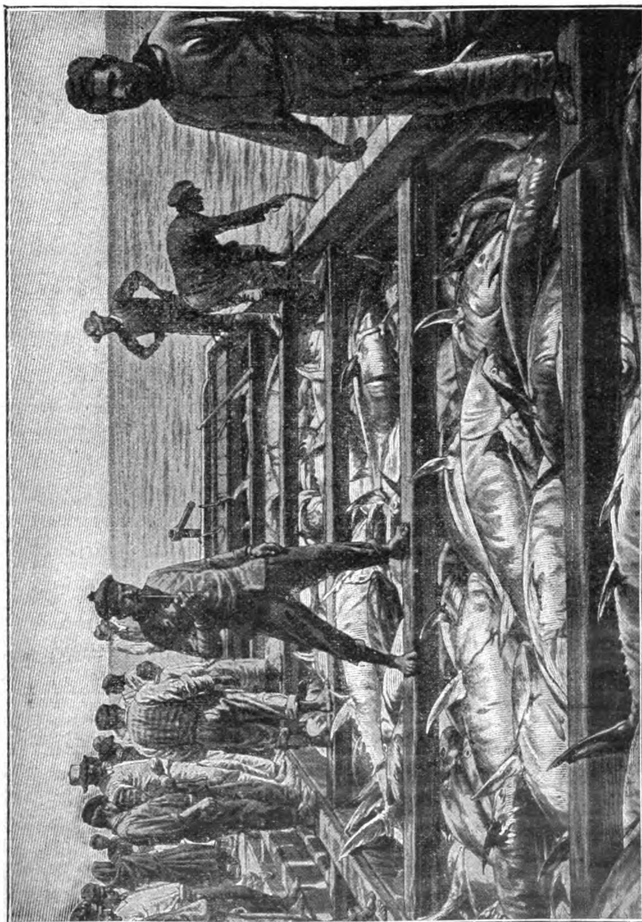
Die wehrlosen Tiere, denen ein Entrinnen nicht



Das Einholen der gefangenen Fische.

mehr möglich ist, werden mit starkhakigen Harpunen an den Rand der Boote herangezogen und mit spitzen Hämmern oder schweren Keulen erschlagen. Das von den Fischern mit einer wahren Leidenschaft ausgeübte Gemetzel ist ein Schauspiel, das an Roheit und Widerwärtigkeit höchstens noch von dem berüchtigten Robbenschlag in den arktischen Gewässern übertroffen wird. Ströme von Blut ergießen sich aus den Leibern der gemarterten, zählebigen Fische, das Wasser erscheint

weithin in ein Meer von Blut verwandelt, und die Schlächter, denn einen anderen Namen kann man den



Nach dem Gemetzel

in Schweiß gebadeten Männern mit ihren von der Aufregung des Mordens verzerrten Gesichtern nicht

geben, sind vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bespritzt.

Nach einem solchen Blutbade sind die geräumigen Boote dann in der Regel bis zum Rand mit erbeuteten Thunfischen gefüllt. Die mit dem Netz betriebene Fischerei in den sizilianischen Gewässern ergibt allein eine jährliche Ausbeute von 15,000 bis 20,000 Fischen, während man bei Marseille während desselben Zeitraums nur ungefähr 1600 Fische erbeutet, die allerdings das stattliche Gesamtgewicht von 40,000 Kilogramm erreichen.

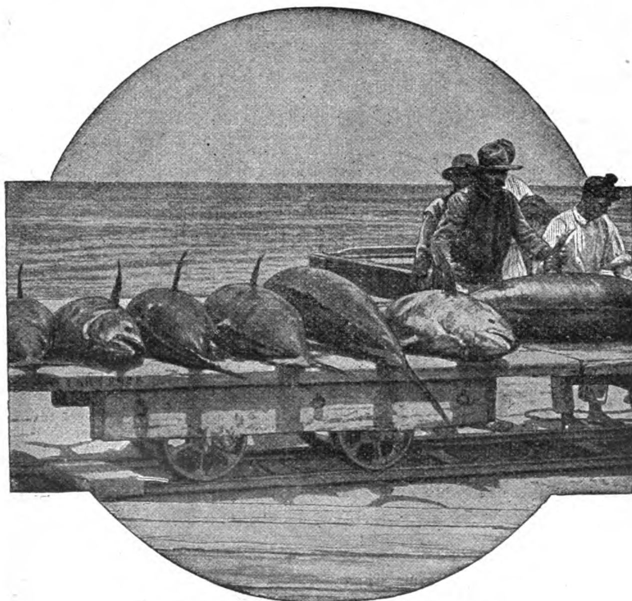
Auch an der tunesischen Küste wird seit dem Beginn der französischen Schutzherrschaft der Thunfischfang auf solche Art mit großem Erfolge betrieben. Die jährliche Ausbeute läßt sich schon jetzt auf mehr als eine Million Kilogramm schätzen, und bei Sidi-Daud wurden während einer einzigen Saison 14,000 Thunfische gefangen.

Nach der Landung der beutebeladenen Boote werden die Fische mit möglichster Beschleunigung mittels flacher, auf Schienen laufender Wagen zu den Schuppen befördert, in denen ihre Verarbeitung erfolgt. Köpfe, Flossen und Schwänze werden entfernt, und die Leiber mit sehr scharfen Messern in größere Stücke zerlegt. Stark gesalzen, werden diese dann drei bis vier Stunden lang gekocht und nach nochmaliger gründlicher Säuberung in schwach beleuchteten Räumen getrocknet, da die Erfahrung gelehrt hat, daß das Fleisch mißfarbig wird, sobald man es während dieses Trocknungsprozesses dem vollen Tageslicht aussetzt.

Das Fleisch des gemeinen Thunfisches ist von ziemlich fadem Geschmack und wird nur, wenn es stark gesalzen und gewürzt ist, für den menschlichen Gaumen annehmbar. Auch dann aber kann man es keineswegs

unter die Leckerbissen zählen, so daß es als Nahrungsmittel vorwiegend für die ärmere Bevölkerung in Betracht kommt, der es aber um des überaus wohlfeilen Preises willen desto willkommener ist.

Um vieles wohlschmeckender als der gewöhnliche



Transport zu den Verarbeitungsplätzen.

Thunfisch des Mittelländischen Meeres ist der im Atlantischen und im Stillen Ozean häufigere Germon oder Albacora, eine weniger glänzend gefärbte Abart mit sehr langen, sichelförmigen Brustflossen, dessen Fleisch nach Art der Sardinenkonserven in Öl gekocht und als Delikatesse verspeist wird.

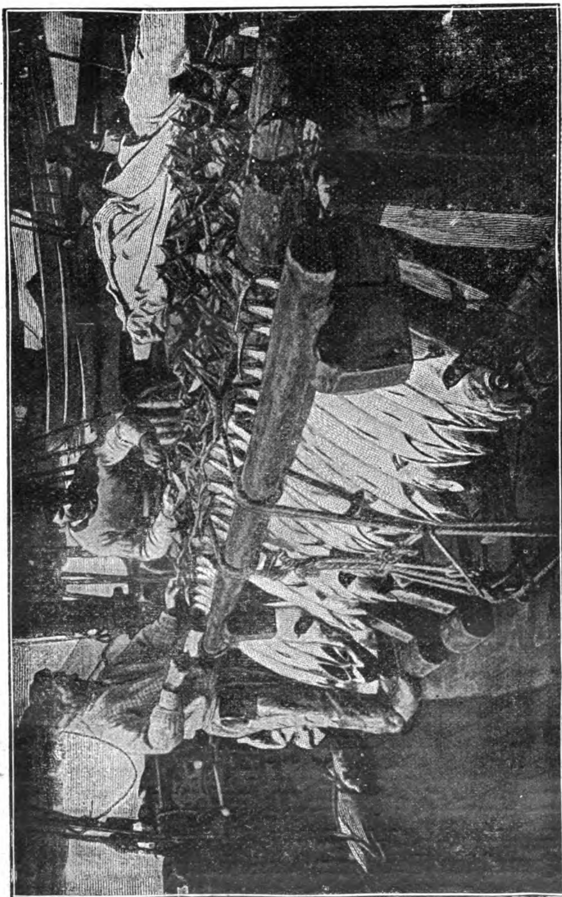
Der ebenfalls zu den Thunfischen gehörige und alle

anderen Arten an Schönheit der Färbung übertreffende Bonite ist dagegen für den Menschen ungenießbar und wird sogar für giftig gehalten. Große Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist übrigens auch bei der Verarbeitung des eßbaren Thunfisches insofern erforderlich, als alle kranken Tiere gewissenhaft ausgesondert werden müssen. Eine von den Fischern als Aussatz bezeichnete Krankheit ist nämlich unter diesen Riesenmakrelen keineswegs selten, und der Genuß solcher Thunfische kann für den Menschen die schwersten Gesundheitsstörungen, ja selbst den Tod im Gefolge haben. Glücklicherweise lassen sich die kranken Fische unschwer von den gesunden unterscheiden. Ihr Fleisch erscheint nämlich „porös“, von zahlreichen kleinen Löchern durchsetzt, und es gilt überall als ein streng beobachtetes Gesetz, alle Stücke, die diese verdächtige Eigenschaft aufweisen, ohne weiteres zu beseitigen.

Die Leber des Thunfisches dient zur Herstellung von Tran, während aus Haut und Knochen durch Kochen ein sehr brauchbares Öl gewonnen wird.

Wenn der Fang des Thunfisches mit dem Netz der ergiebigste und einträglichste ist, so läßt er sich doch um der Kostspieligkeit der erforderlichen Einrichtungen willen nur von Großkapitalisten oder Fischereigesellschaften betreiben. Das kilometerlange Netz mit all seinem Zubehör stellt allein ein Anlagekapital von etwa 80,000 Mark dar, und da, wo man so beträchtliche Summen nicht aufbringen kann, stellt man deshalb dem Thunfisch auf mannigfache andere Weise nach. Am häufigsten ist, soweit es sich um Küstenfischerei handelt, der Fang in Schleppnetzen, die zwischen mehreren kleinen Fahrzeugen ausgespannt werden. Ungleich mühseliger und im ganzen recht wenig einträglich ist das von einzelnen Fischern auf eigene

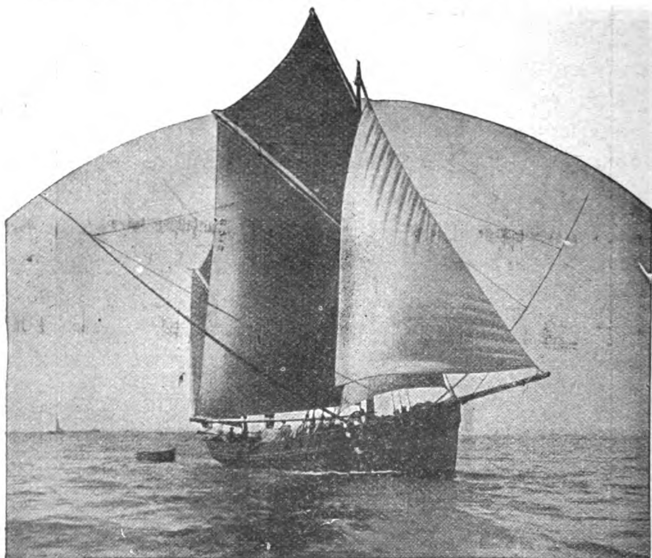
Rechnung geübte Erlegen des Fisches mit der Harpune, das bei dem geringen Marktpreise des Thunfisches diese



Das Aufhängen der Fische

armen Leute kaum in den Stand setzt, sich und die Ihrigen das ganze Jahr hindurch vor dem Hunger zu schützen.

Der Fang an den Küsten kann, wie wir schon oben erwähnten, nur während der großen Wanderungen des Thunfisches zur Laichzeit auf eine ergiebige Art betrieben werden. Will man ihn zu anderen Zeiten erbeuten, und hat man es hauptsächlich auf den wert-



Bretonisches Thunfischerboot.

volleren Germon abgesehen, so muß man sich entschließen, ihn in seinem eigentlichen Revier weiter draußen im Ozean aufzusuchen, und es sind hauptsächlich bretonische Fischer, die sich auf solche Art ihren Lebensunterhalt gewinnen.

Zumal die Bewohner der kleinen Insel Groix, die, zum französischen Departement Morbihan gehörig, sieben Kilometer vor der Mündung des Blavet im Atlantischen Ozean gelegen ist, erfreuen sich von alters

her eines besonderen Rufes als geschickte und erfolgreiche Thunfischer. Sie üben ihr bei dem stürmischen Charakter jenes Meeres ausnehmend gefährliches und mühseliges Gewerbe auf eigenartig gebauten kleinen Segelfahrzeugen aus, von denen die 1200 Fischer von Groix ungefähr 200 besitzen mögen. Sie fangen den Thunfisch ausschließlich mit der Angel, da auf den weiten Gefilden des dort abgrundtiefen Ozeans Netze nicht zur Verwendung kommen können. An langen, weit ausladenden Stangen, wie sie auf unserer Abbildung an beiden Bordseiten des Fahrzeuges sichtbar sind, werden die im Wasser schwimmenden Angelschnüre befestigt, und es gehört zu den allerschwierigsten Aufgaben, die Thunfische, die auf den Köder angebissen haben, auch glücklich an Bord zu bringen. Ein sofortiges Heraufholen des noch mit voller Kraft um seine Befreiung ringenden starken Fisches ist unmöglich, denn ein derartiger Versuch würde unfehlbar das Zerreißen der Angelleine und das Entwischen der Beute im Gefolge haben. Man muß die Fische vielmehr lange Strecken weit im Wasser nachschleppen, um sie fast bis zur Erschöpfung zu ermüden, ehe man unter Aufwendung äußerster Vorsicht mit dem langsamen Aufholen beginnen darf.

Vor zehn Jahren noch galt ein Dutzend Thunfische 25 bis 35 Franken, seitdem aber ist der Preis ständig zurückgegangen, und heute kann ein Thunfischer von Groix kaum mehr als 500 Franken im Jahre verdienen, gewiß eine kärgliche Entlohnung für die harte und mühselige Arbeit, bei der überdies oft genug auch noch das Leben eingesetzt werden muß.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Eine frostige Wette. — Eine kleine Herrengesellschaft saß bei der Tafel in einem feinen Pariser Hotel, als der junge Graf W., der sich verspätet hatte, eintrat.

„Verzeihung," sprach der Graf, „ich verspätete mich. Das prachtvolle Wetter hat mich zu einem langen Spaziergang verlockt."

„Schönes Wetter?" sagte darauf Baron M. lachend. „Geh, verstelle dich nicht, du frierst wie ein geschorener Pudel."

„Nichtsdestoweniger ist mir der Winter sehr angenehm," erwiderte Graf W.

„Ja, das sagst du, weil du nur im Pelzwerk dich auf die Straße begibst, weil dir jede Minute ein warmer Raum und ein gutes Mahl zur Verfügung stehen. Ich möchte dich sehen, wenn du ein armes Menschenkind wärest, das in dünnem Röckchen herumläuft, keine geheizte Stube hat und bei seinem kargen Verdienst nicht weiß, ob es Kohlen oder Brot kaufen soll."

„Ich hielte mich jedenfalls ans Brot," entgegnete Graf W., „denn die Kälte ertrage ich sehr leicht."

„Du? Nicht drei Tage würdest du es im kalten Zimmer aushalten, schlecht gekleidet und bei ungenügender Nahrung."

„Wenn es eine Wette gelten soll," meinte Graf W., „so verpflichte ich mich zu acht Tagen bitterer Armut."

„Gut," sagte Baron M., „ich halte die Wette. Der Verlierende spendet 10,000 Franken zu wohltätigen Zwecken."

„Angenommen!"

Am folgenden Tage, bei einer Temperatur von fünf Grad unter Null, wurde Graf W. als armer Teufel ausgestattet. Ein leerstehendes Zimmer im Hause des Barons M. war ihm zur Verfügung gestellt; ein wurmstichiger Tisch, ein ebensolcher Stuhl, ein Strohsack mit dünner Decke und eine Kerze in einem Flaschenhals bildeten die Einrichtung. Überdies war absichtlich eine Fenster-

scheibe zertrümmert und mit Papier verklebt worden, weil dies einmal so Sitte in den Hütten der Armut ist. Doch sollte das Los des Grafen noch nicht das härteste sein. Es wurde angenommen, daß die Miete bezahlt sei, und er nur für seinen leiblichen Unterhalt zu sorgen habe. Ein dem Baron bekannter armer Maler, der für das Kolorieren von Bilderbogen 80 Centimes täglich bezahlt erhielt, sollte als Muster gelten. Graf W. bekam also einen Farbenkasten und eine Anzahl Bilderbogen geliefert und sollte von dem Ertrage seiner Arbeit sich verköstigen. Ein Überwachungskomitee wurde eingesetzt, und die Sache in Gang gebracht. Am Sonntag morgen erhielt Graf W. von seinem Auftraggeber großmütig einen Vorschuß von 50 Centimes und begann um neun Uhr seine Arbeit. Da ihm sein Winterrock abgenommen worden war, und man die Sache doch nicht zu weit treiben wollte, so wurde ihm ein Diener zugestanden, der die notwendigen Nahrungsmittel einkaufen sollte. Von einem Komiteemitgliede überwacht, brachte dieser für die 50 Centimes eine heiße Suppe, etwas Wurst und ein Glas Schnaps. Der Graf arbeitete unermüdlich. Am Abend hatte er wieder 50 Centimes verdient. Die Summe wäre wahrscheinlich größer gewesen, wenn er nicht öfters hätte aufstehen und Turnübungen vornehmen müssen, um die erstarrten Glieder ein wenig zu erwärmen. Nachts fror es ihn jämmerlich unter der leichten Decke, und die eisige Nebelluft, die durch die zerbrochenen Scheiben einströmte, setzte ihm fürchterlich zu. Aber trotzdem machte er sich am nächsten Tage wieder an die Arbeit. Am Abend hatte er bloß 40 Centimes verdient. Die Hände waren rauh und aufgesprungen, und die erstarrten Finger vermochten kaum noch den Pinsel zu halten. Am dritten Tage war die Kälte so arg, daß Graf W. sich mit einem Teller Suppe und einem Stück Brot begnügte und den Rest des Geldes zum Ankauf von Kohlen verwendete. Dieselben brannten in dem kleinen eisernen Ofen in einer halben Stunde zu Ende, und dann war es so kalt wie zuvor, ja noch kälter. Resultat: 25 Centimes Verdienst. Am vierten Tage vermochte der Graf kaum noch sein Lager zu verlassen. Die Glieder versagten den Dienst, die Arbeit war unmöglich geworden. Gewaltsam wollte er sich aufraffen, aber nach etlichen Schritten war seine Energie gebrochen, und er erklärte sich — zur Freude des schon besorgt werdenden

Komitees — für geschlagen. Es ist eben eine schwere Kunst, besonders im Winter, ein armer Teufel zu sein.

Bei dem ausgesucht feinen Mahle, das Graf W. am nächsten Abend gab, trank er das erste Glas auf das Gedeihen der so bewährten Einrichtung der Wärmstuben für die Armen, deren Fonds er auch den verwetteten ansehnlichen Geldbetrag überwies. C. T.

Neue Erfindungen. I. Winters Germania-Gasapparate. — „Koche mit Gas!" ist längst ein geflügeltes Wort geworden, dessen Berechtigung unbestritten ist, denn bei dem mäßigen Preise des Gases für Kochzwecke bedeutet das nicht nur eine Ersparnis gegenüber dem Kochen mit sonstigen Brennmaterialien, sondern eine ganz erhebliche Erleichterung und Vereinfachung im häuslichen Leben. „Welche Ansprüche muß ich an einen guten Kocher stellen?" ist naturgemäß die erste Frage, welche bei der Wahl eines Kochers zu beantworten ist. Vor allen Dingen muß er vollkommen geruchlos brennen und eine vorteilhafte Ausnützung der Heizkraft des Gases durch eine richtige und entsprechende Konstruktion des Kochers und des Brenners garantieren. Die neuesten Germania-Gaskocher der Firma Oskar Winter in Hannover erfüllen diese Anforderungen in vollkommener Weise durch die vorzügliche Bauart und die leistungsfähigen Brenner. Der Vergleich des Gasverbrauchs mit anderen Fabrikaten ergibt, daß die Germaniakocher außerordentlich geringen Verbrauch bei hoher Heizkraft besitzen, wozu noch kommt, daß durch die Anordnung der Brenner eine ganz gleichmäßige Verteilung der Heizgase stattfindet, und auf jeder Stelle der Platte gekocht werden kann, viel vollkommener als dies bei Herden der Fall ist. Außerdem findet durch Anordnung

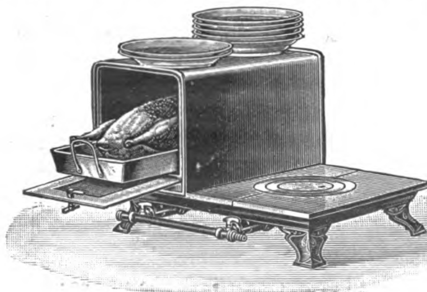


Fig. 1.

von zwei Schalen und Rippen im Innern der Germaniaherde eine kräftige Vorwärmung der zuströmenden Verbrennungsluft statt und dadurch eine besonders energische und erhöhte Wärmeabgabe an die Kochplatte. Die Germaniakocher werden mit Brathaube (Fig. 1) geliefert, die abnehmbar ist, so daß auch die ganze Platte mit Kochtöpfen besetzt werden kann. Falls Plätteisen verwendet werden sollen, so wird hierzu ein Brenneraufsatz mit Ringeinlage geliefert, der, wie in Fig. 2 abgebildet, eine vorzügliche Erhitzung des Plätt- oder Bügeleisens bewirkt. Besonders hervorzuheben ist noch das Grillen und Rösten in Winters Germania-Gasapparaten unter Verwendung der Grillpfanne. Das auf diese Weise geröstete Fleisch erhält durch die geruchlose Verbrennung des Gases einerseits und die stete Zuführung von frischer Außenluft anderseits einen außerordentlich reinen Wohlgeschmack und ist erheblich gesunder und nahrhafter als in anderer Weise gebratenes Fleisch. Die neuen Gasapparate sind tatsächlich die solidesten und im Gebrauch vorteilhaftesten. P. R.

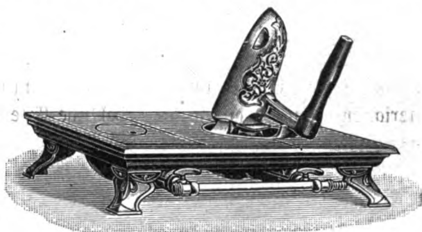
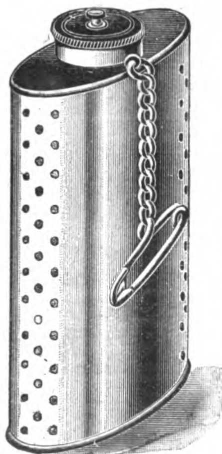


Fig. 2.

II. Japanische Taschen-Wärmflasche. — Jedermann weiß, daß im Kriege zwischen Rußland und Japan die Japaner viel leichter die große Kälte in der Mandschurei ertragen haben als die Russen, trotzdem letztere doch gewiß an hohe Kältegrade gewöhnt sein mußten. Ein französischer Berichterstatter hat nun mitgeteilt, daß jeder Soldat der japanischen Armee mit einem kleinen Taschen-Wärmapparat ausgerüstet war, welcher, mit einer Wärmpatrone beschickt, ohne jede Gefahr, vollständig geruchlos für mehrere Stunden angenehme Wärme erzeugte. Diesem kleinen Apparate haben es die japanischen Soldaten zu verdanken, daß sie der größten Kälte widerstehen konnten und sich hierdurch auch wieder der besten Gesundheit erfreuten. Die Pariser Firma Humphrey, 236 Rue Saint-Maud, hat nun die glückliche Idee gehabt, die

„chaufferette de Poche Japonaise“ eingehend zu studieren und dann den kleinen Wärmapparat fabrikmäßig in den Handel zu bringen. Der Apparat besteht aus einer äußeren, mehrfach durchlöcherten Blechhülle, welche im Innern mit Drahtnetzen durchzogen ist und in der Mitte ebenfalls eine aus Drahtnetz hergestellte Röhre besitzt, welche zur Aufnahme der Wärmpatrone dient und durch einen Metalldeckel verschlossen wird. Der Inhalt dieser Wärmpatrone ist ein Fabrikationsgeheimnis der Japaner. Wie es scheint, spielen hierbei feinst gepulverte Kohlenbestandteile aus Bambus, vermengt mit sauerstoffhaltigen Salzen und Nitraten, eine Rolle. Es steht fest, daß diese Patrone, einmal angezündet, unmerklich weiterglimmt und eine schöne gleichmäßige Wärme gibt, welche für den menschlichen Körper außerordentlich wohltuend ist. Die entstehende Asche wird durch die verschiedenen Drahtnetze zurückgehalten und wird durch einfaches Ausschütten entfernt. Ganz abgesehen davon, daß der kleine Apparat eine vorzügliche Wärmequelle für Jäger, Soldaten, Kutscher und für frostige Leute bildet, und diese nur in die Tasche zu greifen haben, um sich die Hände zu wärmen, so ist er auch schon deshalb von Bedeutung, da eine solche Wärmequelle außerordentlich nutzbar für Kranke gemacht werden kann, denen wärmende Umschläge verordnet sind, und denen er bei plötzlichem Bedarf die wertvollsten Dienste leisten kann. Für Deutschland ist der Apparat zu beziehen durch die Firma S. Grünwald, Frankfurt am Main, Zeil 63. P. R.



Japanische Taschen-Wärmflasche.

Zur Geschichte des Borgens. — Unsere Geschäftsleute und Handwerker klagen häufig, daß so viele Waren auf Borg entnommen, und die Bezahlung der Rechnungen so lange hinausgeschoben wird. Aber das Borgen ist keineswegs nur ein Zeichen unserer modernen Zeit, geborgt wurde immer. So jammert im „Welt-

Sitten-Staat-Marter-Calender" ein Kaufmann (1506): „Da hab' ich mein Hab und Gut auf dem Papier; große Herren und vornehme Damen lassen alles auf Zettel schreiben, ans Zahlen denken sie nicht. Solche Solicitier- und Ermahnungszettel nennen sie ‚Fledermäuse' und treiben so ihren Spott damit. Der Handwerksmann aber wird mit der langen Nase abgewiesen, wenn er nicht gar den Buckel voll Schläge davonkriegt."

Ganz ähnlich äußert sich schon Abraham a Santa Clara, der Wiener Hofprediger: „Ein mancher arme Tropf läuft ein halbes Jahr mit dem Auszügel (Rechnung), aber er fängt nicht mehr wie Petrus. Mancher bekommt auch anstatt der Bezahlung etliche Prügel, wenigstens droht man ihm mit dergleichen hölzernen Konfekt. Wenn aber die Sache sehr gut ausschlägt, muß er mit der Hälfte vorlieb nehmen. Wieviel Kaufleute gehen deretwegen in Defizit!" Aber nicht nur mußten die Kaufleute, Handwerker und Künstler auf die Abtragung der Schuld lange warten, sondern sie mußten sogar noch die Beamten und Diener im Haushalt einer vornehmen Herrschaft durch Geschenke zu gewinnen suchen, damit sie ihren Einfluß dahin geltend machten, daß die Rechnungen bezahlt wurden. „Es kommt in jetziger gold- und geldvernarrten Zeit fast kein einziger Künstler und Handwerksmann bei einer Herrschaft mehr in die Arbeit, er muß denn spendieren. Er muß dem Agenten spendieren, dem Verwalter spendieren, dem Sekretär spendieren, dem Schreiber spendieren, dem Lakai spendieren, nur, damit sie für ihre Arbeit Bezahlung erhalten."

Hauptsächlich war es der Luxus der Frauen, der zu übermäßigen Ausgaben trieb und so das Borgen verursachte. In einer Komödie Callenbachs entspinnt sich zwischen einem Ehepaar folgendes Zwiegespräch, das wir, unserer Sprechweise angenähert, wiedergeben:

Sie: Herr, sperre Er sich nicht so viel. Schulden hin, Schulden her, für Staat muß gesorgt werden. Wer sich bei dieser Zeit getraut, eine Dame von Stand zu nehmen, muß keine Spesen scheuen.

Er: Mein Herz, denke doch, unser beider Mitgift ist verflogen, wir haben schon Kapitalien aufgenommen, die Schulden schwellen an, und der Kredit schwindet. Woher nehmen?

Sie: O, du Hasenherz! Willst du denn immer noch nicht ein

großer Herr werden? Je größer die Schulden, desto größer der Herr. Schulden tun nichts!

Er: Mein Schatz, ich kann nicht. Du hast gut Schulden machen, ich aber habe übel zu bezahlen. Mir liegt die Last auf dem Hals. Es ist ohnedem schon alles verschuldet und verpfändet. Du selbst trägst an deinem Reifrock und an deiner Staatsschärpe eine ziemliche Portion von den Schulden. Wozu ist das nötig? Die Ausgabe muß sich nach der Einnahme richten. Ich kann so viel nicht verdienen, wie du wegwirfst.

Sie: Du bist ein recht verzagter Mann. Es ist kein langer Disput nötig. Es muß sein: die Ehre erfordert's. Besser ist, einen Zentner Schulden haben, als ein Lot Ehre verlieren. Wenn du nicht besser eine Dame mit Staat zu versorgen weißt, hätte man dir das Weibernehmen verbieten müssen. Ich habe es satt mit deinen Entschuldigungen, der Ehrenpunkt will's haben!

Er: Heißt das haushalten?

Sie: Bist du denn ein Bauernschulze? Solche Burschen müssen für die Haushaltung sorgen, denen niemand borgen tut. Also, der Ehrenpunkt will's haben.

Er: Meine Stellung bringt nicht die Hälfte ein. Woher das Brot nehmen? sagen die Lateiner.

Sie: Geh mir mit dem Latein! Der Ehrenpunkt will's haben. Die Damen tragen jetzt weite Röcke, die müssen ausgefüllt werden. Deine und meine Reputation darf dir nicht um etliche Zentner Schulden feil sein. Tue nur beizeiten, was du tun sollst. Ich bekomme heute Besuch und kann mich nicht länger aufhalten.

Er: Ehrenpunkt! Als wenn's darauf beruhte! Man stellt sich nur bloß. O, was für ein fressendes Pfand ist ein Weib, das den Ehrenpunkt im Kopf herumträgt. Was soll ich tun? Dir zu Gefallen muß ich noch den letzten Rest meiner Habschaft verpfänden, nur, damit ich keine ungnädige Frau habe. Th. S.

Das alte Pferd. — In der Nähe von Paris ereignete sich im Jahre 1877 folgender in der Tat seltsame Vorgang. In dem Dorfe L. befindet sich ein Teich, in welchem der Eigentümer Blutegel züchtete. Er ernährte die Blutegel nach der grausamen Methode mit alten Pferden, die bis zur halben Höhe des Körpers in den Teich getrieben und dort angebunden wurden. Die Blut-

egel bedecken nun jede im Wasser sich befindende Stelle der armen Tiere und saugen ihnen das Blut aus. Man nennt das in der Sprache des Gewerbes mit einer schändlichen Ironie „dem Pferde die Badehosen anlegen". Regelmäßig sterben die armen Opfer nach zwei oder drei Tagen.

Der Besitzer des Geschäftes hatte ein altes Pferd von 28 Jahren, das natürlich in der Arbeit nicht mehr viel leistete und meist nur zum Vergnügen des siebenjährigen Sohnes diente, den man auf dem treuen, lammfrommen Pferde umherreiten ließ. Da wurde seinem Herrn das Gnadenbrot zu teuer; er verurteilte den alten Gaul also ebenfalls zur „Badehose" und ließ ihn eines Tages in den Teich führen.

Am Abend vermißte man den Knaben. Der Vater suchte überall, ohne ihn zu finden. Da schlug einer der Knechte, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, vor, auch an dem Teiche nachzuforschen. Von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, eilte der Vater an den bezeichneten Ort. Da bot sich ihm ein gar trauriger Anblick dar. Der Knabe, untröstlich über das Schicksal seines alten Gefährten, hatte in seinem kleinen Kopfe den Gedanken gefaßt, ihn von den Blutegeln zu befreien, und war tapfer ins Wasser gegangen, bis er plötzlich den Grund verlor. Zwar packte er mit seinen kleinen Händen die Mähne des Pferdes und hielt sich krampfhaft daran fest, aber die Hälfte seines Körpers blieb im Wasser — und auch ihn bedeckte bald die mörderische „Badehose", da sich die Blutegel an seine nackten Beine und Füße setzten und festsogen. Eine Stunde, nachdem man es gefunden, verschied das arme Kind, dessen Händchen man nur mit Mühe von der Mähne des alten Freundes, dessen Leben es hatte retten wollen, lösen konnte. C. T.

Ein berühmtes Auktionshaus. — Das Auktionshaus „Christie" in London ist das größte und wahrscheinlich auch zugleich älteste der Welt. Seine Gründung geschah um das Jahr 1760 durch James Christie, einen Schotten, der vorher in der britischen Marine gedient hatte. Seine kaufmännische Laufbahn begann er als Antiquar, wandte sich dann aber der Versteigerung von Kunstwerken zu. Ohne viel gelehrte Bildung, jedoch mit viel Mutterwitz ausgestattet und von gewandtem Wesen, gelang es

ihm, sein Geschäft so schnell in die Höhe zu bringen, daß seine Auktionen bald wichtige Ereignisse des künstlerischen und auch des geselligen Lebens Londons wurden. Er verstand es vortrefflich, die englische Aristokratie an sich zu ziehen. Für sie veranstaltete er in seinen Räumen besondere Besichtigungen, zu denen man sich oft auch nur begab, um Bekannte zu treffen, miteinander zu plaudern und zu liebeln. Ein großes Glück für James Christie bedeutete die französische Revolution. Die vornehmen Emigranten, die vor ihr flüchtend in Scharen über den Kanal kamen, gerieten meist schnell in materielle Verlegenheit und sahen sich genötigt, von ihrem Eigentum zu veräußern, was nur irgend Wert hatte. Da war Christie der für sie geeignete Mann, und durch seine Vermittlung kam damals manches Schmuckstück, mancher künstlerische Gegenstand aus dem Besitze eines alten französischen Adelsgeschlechts in den eines englischen.

Dieser Christie starb 1803, und sein Sohn, der auch James hieß, brachte das Geschäft auf eine noch bedeutendere Höhe, indem er es sozusagen wissenschaftlicher betrieb als sein Vater. Er hatte ernsthafte kunsthistorische Studien gemacht, sich auf diesem Gebiet sogar schriftstellerisch betätigt und genoß mit Recht den Ruf eines feinen Kenners. So mußte er denn schon 1823 einen ganzen Gebäudekomplex ankaufen, um all die ihm anvertrauten Schätze stets würdig unterzubringen.

Auf James Christie den Zweiten folgte dessen Sohn George Henry und auf diesen sein Sohn James Christie der Dritte, der der Letzte seines Stammes in der Firma werden sollte und 1889 aus ihr ausschied. Gegenwärtig ist kein einziger Christie mehr unter den Eigentümern des Hauses, trotzdem wird dieses den weltberühmt gewordenen Namen wohl noch auf lange hinaus tragen.

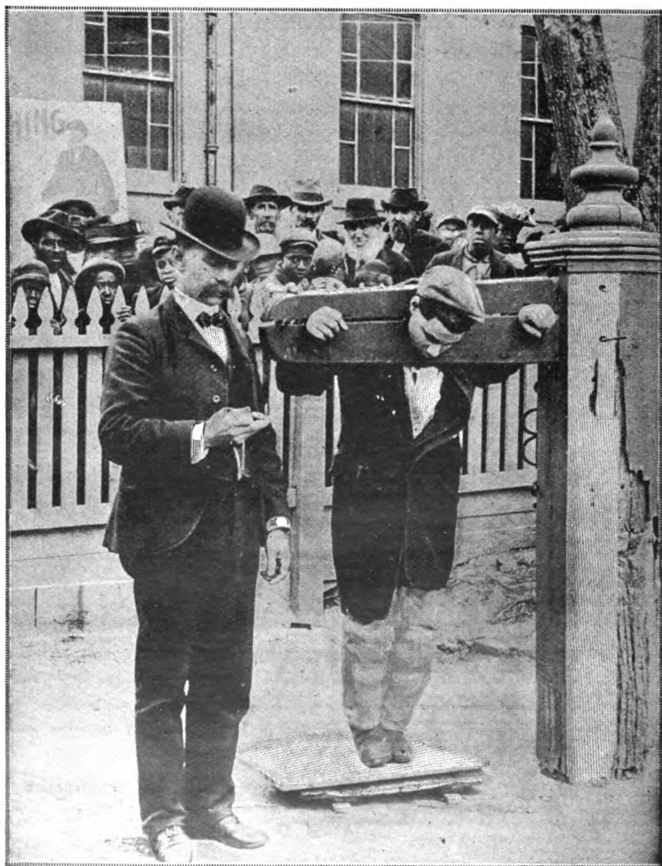
Es finden bei Christie wöchentlich zwei bis vier Auktionen statt, und der Sonnabend ist stets für die Versteigerung von Gemälden bestimmt, weil an diesen Tagen die reichen Citykaufleute und die Parlamentarier, die vornehmen Lords des Oberhauses, unter denen die Firma ihre besten Kunden hat, die meiste Zeit haben. Strenge Vorschrift ist, daß während des Bietens sonst völliges Stillschweigen im Saale herrscht, und nur hin und wieder, wenn

ein ganz besonders schönes Stück nach heißem Kampfe zugeschlagen wird und derselbe Elfenbeinhammer, der schon vor 140 Jahren in Tätigkeit war, zur Bekräftigung dessen niedersaust, geben die Anwesenden ihrer Teilnahme wie im Theater durch lautes Händeklatschen und lebhafte Zurufe Ausdruck. Die Summen, die hier jahraus, jahrein in Umsatz gelangen, sind geradezu fabelhaft. Hat doch schon einmal eine einzige Auktion, die der Hinterlassenschaft des Herzogs von Hamilton, nicht weniger als acht Millionen Mark gebracht.

Die Millionäre der ganzen Welt, die ja fast alle irgend eine Sammelpassion haben, zählen natürlich zu den Kunden des Hauses. Sehr bezeichnend dafür, wie diese Krösusse eine Geldgrenze manchmal überhaupt nicht kennen, wenn irgend ein Gegenstand ihre Sammelwut gereizt hat, zeigt die beglaubigte Anekdote von einem Lord, der einen Agenten damit betraut hatte, bei Christie ein bestimmtes Bild zu ersteigern. Von anderer Seite wurde das Bild so in die Höhe getrieben, daß der Agent nicht mehr mitzubieten wagte. Als der Lord seinen Beauftragten wiedersah, fragte er ihn nur so obenhin, ob er dafür Sorge getragen habe, daß das Bild gut verpackt zu ihm geschafft werde. Als der Agent erwiderte, er habe das Bild überhaupt nicht erstanden, mußte er sich die kühle und scharfe Belehrung gefallen lassen, die der Lord ihm mit folgenden Worten erteilte: „Mein Lieber, ich hatte Ihnen überhaupt nichts von Geld gesagt. Ich hatte Sie beauftragt, mir das Bild zu kaufen. Also war es Ihre Pflicht und Schuldigkeit, es zu kaufen, und wenn Sie und Ihre Gegner bis zum Jüngsten Tage gegeneinander geboten hätten. Merken Sie sich das für die Zukunft!“ O. v. B.

Die Wiedereinführung der Prangerstrafe. — In der nordamerikanischen Union haben die einzelnen Staaten noch sehr verschiedene Formen der Rechtspflege, und im Strafverfahren kommen daselbst die verschiedensten Anschauungen zur Geltung. So konnte es kommen, daß das System der öffentlichen Züchtigung neuerdings in Delaware wieder zur Einführung gelangt ist. Auch der Pranger ist dort wieder aufgelebt. Besonders Ehemänner, die ihre Frauen prügeln, und Ehefrauen, die ihre Pflichten gröblich verabsäumen, werden zu dieser Strafe verurteilt. Der Strafvollzug findet im Ge-

fängnishofe der Stadt Wilmington statt, und jeder Bürger hat das Recht, dem Schauspiel beizuwohnen. An dem Schandpfahl, den



Am Pranger.

unsere Abbildung zeigt, wird auch die öffentliche Prügelstrafe vollzogen. Das Prangerstehen gehörte zu den Ehrenstrafen, welche die

mittelalterliche Strafjustiz in reicher Ausgestaltung verwertete. Beschimpfende Aufzüge, der Eselsritt, das Lästersteintragen, die Ausstellungen am Pranger, in Drehkörben und so weiter mit symbolischen Abzeichen der zu büßenden Vergehen dienten gleichzeitig zur Sühne ehrenrühriger Vergehen und zur Befriedigung der Schaulust des Volkes. Gegen diese Verquickung wandte sich die Reform der Strafrechtspflege im Geiste der modernen Humanität, und der Pranger ist daher überall abgeschafft worden. Nun wird er also wieder eingeführt und zwar in einem Land, welches so gerne auf das „alte, zurückgebliebene Europa" herabzusehen pflegt. B. H.

Ein Konzert in Krementschug. — Henry Wieniawsky, der vortreffliche Violinvirtuose, hatte, als er einst mit seinem Bruder, dem Klaviervirtuosen Louis, und in Begleitung seiner Mutter eine Kunstreise durch Rußland machte, folgendes Erlebnis.

Auf einem Konzerte in Petersburg lernte sie der Adelsmarschall von Krementschug, einer größeren Stadt im Gouvernement Poltawa, kennen und lud sie ein, falls sie auf ihrer Reise auch diesen Ort berühren sollten, sich ihm vorzustellen, um daselbst zu konzertieren. Es verging eine geraume Zeit, bis die beiden Brüder auf ihrer Rundreise endlich dahin gelangten, und da erinnerte sich Louis Wieniawsky, der über alles genau Buch zu führen pflegte, auch dieser Einladung. Sie begaben sich denn auch zum Adelsmarschall, der sie aufs freundlichste empfing und sofort die Rede auf das zu veranstaltende Konzert brachte. Die Brüder wollten zunächst das Konzertlokal besichtigen, und sofort machte sich der Adelsmarschall mit ihnen auf den Weg; sie wateten durch Kot und Schnee, bis sie vor eine Bretterbude gelangten, die offenbar einst zu Zirkuszwecken gedient haben mußte.

Sie traten ein und fanden zu ihrer Überraschung nichts als die kahle Wand.

„Hier sollen wir spielen?" fragten beide. „Hier, wo es weder Bank noch Sessel gibt?"

„Das macht nichts," erwiderte der Marschall beschwichtigend, „bei uns bringt jeder den Sessel selbst mit."

„Ja, aber wo ist die Beleuchtung? Es ist keine einzige Lampe im Saale."

„Das macht nichts," war die stereotype Antwort, „bei uns bringt sich jeder die Laterne selbst mit."

Die Brüder waren über diese eigentümlichen Zustände zwar etwas verwundert, fragten aber nur noch, wie sie das Konzert ankündigen sollten.

„O, das geht sehr leicht. Eine Druckerei haben wir zwar nicht, aber hier auf diese Tür wird es der Diener mit großen Buchstaben aufschreiben, und das verbreitet sich dann wie ein Lauffeuer durch die Stadt."

Auch dazu mußten die Brüder sich bequemen, der Diener erschien mit einem Stück Kreide und begann zu schreiben. In diesem Moment kam ein Offizier und fragte den Diener, was es denn gebe.

„Ein Konzert", war die Antwort.

„So? Wer wird denn spielen?"

„Die Brüder Wieniawsky."

„Wie viele sind ihrer?"

„Zwei."

„Nur zwei?" fragt der Russe verwundert. „Ei, das ist der Rede wert!" Spricht's, spuckt dabei verächtlich aus und geht stolzen Schrittes seines Weges weiter.

Die beiden Wieniawsky waren erklärlicherweise über das alles nicht sehr erbaut, aber der Adelsmarschall tröstete sie. „Freilich," meinte er zu Henry, „besser wäre es, wenn Sie Violoncell spielen würden, denn das hat man hier noch nicht gehört."

„Aber," sagte Henry, „das geht doch nicht; ich habe eben Violine gelernt und nicht Cello."

„Nun, Freundchen," sagte der Marschall gutmütig, „es wird Ihnen doch einerlei sein, ob Sie so geigen oder so." Hierbei machte er in der Luft die Bewegung des Strichs nach oben und nach unten.

Es ging aber nicht, und es blieb beim Violinkonzert, das am folgenden Tage stattfinden sollte. Und in der Tat, als der Abend des Konzerttages heranrückte, da konnte man in Krementschug ganze Karawanen von Einwohnern mit der Laterne in der einen und einem Sessel in der anderen Hand hinauspilgern sehen zum Zirkus, der alsbald bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Das Konzert begann und fand Beifall, aber da bemerkte

plötzlich die Mutter der jungen Konzertanten, die mitten im Publikum saß, daß auf ihren Sohn Henry, der eben geigte, durch die Dachluken Schneeflocken und Regentropfen herabfielen.

„Ach, mein armer Sohn," sagte sie, „wie leicht kann er sich erkälten!"

„So, ist das Ihr Sohn, Mütterchen?" fragte ein gutmütiger alter Herr, der neben ihr saß, erhob sich sofort und rief dem jungen Künstler mitten im Spielen zu: „Pelz anziehen!" und zum Publikum gewendet fuhr er, gewissermaßen sich entschuldigend, fort: „Seine Mutter, die neben mir sitzt, fürchtet, er könne sich erkälten."

Jetzt riefen noch eine Menge Stimmen: „Pelz anziehen! Pelz anziehen!"

Henry dankte für die Erlaubnis, erklärte aber, im Pelze könne er doch nicht Violine spielen.

„Tut nichts," rief nun das gesamte Publikum, „Pelz anziehen! Pelz anziehen!"

Und so blieb dem guten Henry Wieniawsky nichts übrig, als sich den Pelz anzuziehen und im Pelze weiter zu geigen. C. T.

Eine nachhaltige Drohung. — Maria Felicità Malibran-Garcia (1808—1836), nach Naturbegabung und dem Darstellungstalent die bedeutendste Sängerin ihrer Zeit, die Schwester des gefeierten Professors der Gesangskunst und des Erfinders des Kehlkopfspiegels Manuel Garcia, ward von ihrem Vater, dem Tenoristen und Komponisten Garcia, ausgebildet und debütierte in London als Desdemona. Vor diesem ihrem ersten Auftreten hatte ihr Vater, der den Othello in der gleichnamigen Oper sang, ein sehr jähzorniger, heftiger Mann, ihr gedroht, sie in Wirklichkeit und nicht nur scheinbar zu töten, falls sie seine Erwartungen in der Darstellung wie im Gesang nicht erfüllen sollte. Er würde zu diesem Zwecke einen scharfgeschliffenen Dolch mit auf die Bühne nehmen.

Der Abend kam heran, und die junge Künstlerin erzielte einen schönen Erfolg mit ihrem Auftreten. Aber im letzten Akt, als Othello zu der auf dem Bette ruhenden Desdemona hinschleicht, um sie zu ermorden, gellte plötzlich ein lauter Schrei durch das Theater, das junge Mädchen sprang auf und floh wie rasend vor

Schreck von der Bühne. Der Vorhang ward niedergelassen, und die Oper konnte nicht zu Ende gespielt werden. Die junge Künstlerin aber war verschwunden. Erst zwei Tage später fand man sie halbtot vor Hunger und ausgestandener Furcht hinter einem Holzhaufen auf einem Zimmerplatz. Man führte sie nach Hause, und es gelang, sie zu beruhigen, aber die Rolle der Desdemona konnte die große Sängerin nachmals nie singen, ohne nach Beendigung derselben in eine manchmal langanhaltende Ohnmacht zu verfallen, so stark hatte die Drohung des Vaters auf sie gewirkt. W. St.

Gestohlene Reden. — Bei den Beratungen, die im Jahre 1831 im englischen Unterhause über die Annahme eines sehr wichtigen Gesetzes gepflogen wurden, erhob sich der Abgeordnete Labouchère, ein sehr geistreicher Mann und berühmter Redner, und hielt eine Rede, in der er zur größten Überraschung sowohl seiner Parteifreunde wie auch seiner Gegner alle Gründe der letzteren für die Ablehnung des Gesetzes entwickelte. Man war sprachlos, und besonders war es einer der Gegner, der den Redner immerfort verwundert und entrüstet anstarrte und dabei unruhig auf seinem Sitze hin und her rutschte, jeden Augenblick im Begriffe, ihn zu unterbrechen.

Plötzlich machte Labouchère eine Pause, dann sagte er mit ganz besonderer Betonung: „Das also sind die Gründe, die die Herren jener Seite gegen dies vortreffliche Gesetz anzuführen belieben," und dann machte er sich daran, einen jeden einzelnen der angeführten Gründe zu zerpflücken und zu widerlegen und brachte durch seine meisterhafte Rede das in Frage stehende Gesetz glücklich durch.

Das Interessanteste bei diesem Vorfall war der Umstand, daß das Manuskript zu dem Anfang der Rede, die Labouchère gehalten hatte, von seinem erbittertsten Gegner verloren worden war. Labouchère hatte es gefunden und es in der erzählten Weise benutzt, wodurch er nicht allein seiner Partei zu einem glänzenden Siege verhalf, sondern auch seinem Gegner, indem er ihn um seine wohlvorbereitete Rede brachte, die in seinem Munde vielleicht einen ganz anderen Erfolg gezeitigt haben würde, einen Schabernack spielte, der, als er bekannt ward, überall herzlich belacht wurde. —

Ebenfalls gestohlen war die Rede Benjamin Disraelis, die dieser nach dem Tode des Herzogs von Wellington im Jahre 1852 im englischen Unterhause hielt. Der spätere Lord Beaconsfield war damals Schatzkanzler von England, und seine Pflicht war es, den Nachruf auf den verstorbenen großen Feldherrn zu halten und das Parlament aufzufordern, dem großen Verlust, den die britische Nation durch den Tod des Helden von Waterloo erlitten hatte, allgemeinen Ausdruck zu geben. Disraelis Rede war ein Meisterwerk und rief einen mächtigen, nachhaltigen Eindruck hervor. In packender Weise legte er dar, daß das englische Parlament in diesem Augenblicke der Welt ein Bild böte, wie es ergreifender und rührender nicht gemalt werden könne: der Senat des Volkes trauernd an der Bahre seines Helden!

Fast überwältigend war, wie schon erwähnt, der Eindruck, den diese Rede machte, und alle Zeitungen waren am anderen Tage des Lobes voll darüber.

Aber bereits an einem der nächsten Tage erfolgte ein Rückschlag. Zuerst leise, dann immer lauter wurden die Stimmen, die den Minister offen des geistigen Diebstahls ziehen. Es wurde bewiesen, daß die Rede Disraelis dem Inhalt und fast auch dem Wortlaut nach genau übereinstimmend sei mit einer Rede, die der französische Staatsmann Thiers einige Jahre vorher beim Begräbnis eines berühmten Marschalls gehalten hatte. Natürlich wehrte sich Disraeli verzweifelt gegen diese Beschuldigung, aber sie zu entkräften ist ihm nie gelungen. W. St.

Automatische Handfeuerwaffen. — In Italien ist es dem Major Cei gelungen, den in den letzten Kriegen zu so hohem Ansehen gelangten, von dem Franzosen Maxim erfundenen Maschinengewehren, die auf Lafetten laufen, ein handliches Schnellfeuergewehr für die Infanterie gegenüberzustellen. Dem automatischen Lademechanismus dienen Ladestreifen, die mehrere Dutzend Patronen enthalten. Der Soldat kann mit einem solchen Gewehr für längere Zeit einen Schuß nach dem anderen abgeben, ohne daß er es herunterzunehmen braucht. Das von Major Cei konstruierte neue Infanteriegewehr gestattet, 275 Schüsse in zwei Minuten abzugeben. Unser umstehendes Bild vergegenwärtigt den Prozeß



Major Ceis automatisches Infanteriegewehr.

des Ladens. Der König von Italien hat ein lebhaftes Interesse für den Plan der Einführung dieses Gewehres. J. P.

Affenklugheit. — Ein englischer Arzt, der lange Zeit in Indien sich aufhielt und sich viel mit zahmen Affen beschäftigte, berichtet von einem dieser Tiere folgende Geschichte. „Um die Schlauheit eines meiner klügsten Affen auf die Probe zu stellen, gab ich ihm eines Tages eine verkorkte Flasche, in die ich ein Stück Zucker gesteckt hatte. Es war höchst interessant und possierlich anzusehen, mit welcher Ausdauer der Affe daran arbeitete, auf alle mögliche Weise zu dem ersehnten Leckerbissen zu gelangen. Alles blieb vergeblich. Schließlich gab er die Anstrengungen als hoffnungslos auf und begann wieder seine tollen Sprünge im Zimmer zu machen. Dabei passierte das Unheil, daß er ein Glas mit eingemachten Früchten vom Tische warf, so daß es in Stücke ging, und der Inhalt auf dem Boden verstreut lag. Im ersten Augenblick erschrak der Affe über die Maßen. Seine Intelligenz schien ihm aber plötzlich zu einer Idee zu verhelfen. Er lief zu seiner Flasche hin, trug sie auf den Tisch und sandte sie dem Glas mit den Früchten nach. Auch sie zersplitterte natürlich, und nun konnte der kluge Affe den Zucker mit Ruhe verzehren. H. L.

Ein weiser Salomo. — Die „Wochenschrift für deutsche Förster" erzählt folgendes Geschichtchen, das manchem Jäger Spaß machen wird, zumal es wirklich wahr ist. Drei Wilddiebe waren von einem niederbayrischen Forstbeamten dabei ertappt worden, als sie gerade ein Stück Rotwild ausweideten, wobei sie ihre Flinten beiseite gestellt hatten. Bevor jedoch der Beamte so weit kam, die Kerle verhaften zu können, ergriffen sie die Flucht, die Flinten zurücklassend. Der Beamte nahm die Flinten mit und machte nur, da er die Personen nicht genau erkannt hatte, auf starken Verdacht hin eine Anzeige.

Vor Gericht leugneten die Angeklagten hartnäckig; keiner wollte es gewesen sein, ebensowenig wollten sie die Gewehre, die auf dem Gerichtstische lagen, als Eigentum anerkennen.

Da sie nicht überführt werden konnten, sagte der Richter endlich in gleichgültigem Tone: „Na, ihr seid es also nicht gewesen. Nun kann jeder sein Gewehr nehmen und wieder heim gehen."

Kaum hatte der Richter die Worte gesprochen, als auch schon jeder der Angeklagten nach einer Flinte griff, um sich zu entfernen. Nicht minder schnell war aber auch die Staatsanwaltschaft bei der Hand, um jetzt die Anklage mit besserem Erfolge gegen sie zu erheben. O. v. B.

Ein landesherrliches Dekret in Versen. — Der Fürst Wilhelm zu Nassau-Saarbrücken beantwortete unter dem 7. Juni 1755 eine Gratulationsschrift seiner getreuen Untertanen, die in Versen gehalten war und Glückwünsche zur Genesung des Erbprinzen enthielt, gleichfalls in poetischer Form, wie folgt:

Dekretum auf das Ehrenfest,
So wegen meines Sohns Genesen
Von beider Städte Bürgerschaft
Den Vierten angestellt gewesen:
Die Treue, Freude, Lieb und Pflicht
Der Untertanen beider Städte
War viel zu edel eingericht',
Daß sie mich nicht gerühret hätte.
Drum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeugnis der Zufriedenheit.
Zwei Jahre seid ihr zehntenfrei
Von allen Stifts- und Herrschaftsfrüchten.
Glaubt, daß es meine Freude sei,
Euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Eifer wird beständig sehn
Auf meiner Bürger Wohlergehn.
Wilhelm, Fürst zu Nassau-Saarbrücken.

Schade, daß so etwas nicht heute auch noch vorkommen kann! St.

Prophezeiungen aus neuerer Zeit. — Der berühmtesten Schauspielerin der Gegenwart, Eleonora Duse, wurde ihr Schicksal unter eigentümlichen Umständen von ihrer eigenen Mutter prophezeit. Als das Kind nur wenige Tage alt war, setzte man es in einen Korb, um es nach Venedig zu bringen, wo es getauft werden sollte. An der Spitze des Zuges schritt ein Priester. Zu ihrer großen Verwunderung sahen die Eltern, wie eine Wache von österreichischen Soldaten, die Venedig damals besetzt hielten,

herausstrat und vor dem Korbe salutierte, denn sie glaubte, er enthalte die Reliquien eines Heiligen.

„Soldaten präsentierten die Waffen vor meiner Tochter, dem Kinde einfacher Bauern!“ rief die Mutter der kleinen Eleonore „Dann wird ihr eine große Zukunft beschieden sein, und Könige und Königinnen werden sie bewundern.“

Es war der guten Frau nicht mehr beschieden, ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen zu sehen, denn sie starb, als ihre Tochter erst vierzehn Jahre zählte. —

Frau Carnot, die Witwe des ermordeten Präsidenten von Frankreich, besitzt ein kleines indisches Götzenbild, an das sich eine eigentümliche Geschichte knüpft. Als ihr Gatte einfaches Parlamentsmitglied war und keinerlei Aussicht hatte, jemals Präsident zu werden, schenkte ihm ein Freund, der eben aus Indien zurückgekehrt war, das Götzenbild, erklärte ihm aber, es knüpfe sich daran die Legende, der Besitzer der Reliquie würde königliche Macht erlangen, aber eines unnatürlichen Todes sterben. Es müßte wohl etwas an der Legende sein, denn das Götzenbild habe der Dynastie der Khadjuraos angehört, deren sämtliche Vertreter in der erwähnten Weise ums Leben gekommen wären.

Bekanntlich fiel auch Carnot, nachdem er die höchste Macht in Frankreich erlangt hatte, durch Mörderhand. —

Eine der eigentümlichsten Prophezeiungen aber, die je ausgesprochen wurden, stammte von einem alten blinden Hausierer, dem der Stallbursche eines englischen Lords aus Mitleid etwas abkaufte.

„Sieh mir ins Gesicht,“ sagte der Blinde, und der Stalljunge tat es.

„Ich prophezeie dir, du wirst eines Tages zu großer Macht gelangen und Fürsten hilfreich zur Seite stehen,“ sagte der Hausierer in prophetischem Tone.

Dem Burschen machte die Bemerkung so großen Spaß, daß er sie seinen Freunden erzählte, und diese gaben ihm daraufhin den Spitznamen „Großherzog“. Das Merkwürdigste aber dabei ist, daß der Junge, nachdem er erst Jockei, dann Diener des Herzogs von Lucca gewesen, zum Finanzminister des Herzogtums Parma emporstieg — mit einem Worte, es war niemand anders als der berühmte Minister Baron Ward. L—n.

Ein kaiserliches Schlafmittel. — Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1781 eine Musterung der Truppen und ihrer Kasernen in Luxemburg vornahm, ließ er sich auch die Lazaretträume zeigen und fragte einen kranken Soldaten, wie es mit seinem Schlafe stände. Der Kranke wagte die verlegene Erwiderung, daß sein Lager gar zu schlecht und hart sei. Auf des Kaisers Wink mußten sofort einige Lazarettgehilfen den Patienten herausheben, und der Kaiser untersuchte den als Matratze dienenden Strohsack. „Aber der ist ja seit Wochen nicht aufgeschüttelt!" sagte er unwillig und begann kunstgerecht den Strohsack zu wenden und zu lockern. Dann wurde der Kranke wieder darauf gelegt.

Am nächsten Morgen war Joseph II. wieder zur Stelle. „Nun, haben Sie besser geschlafen?" fragte er seinen Schützling. Dieser nickte gerührt. Dann wandte sich der Kaiser an den Lazarettarzt und sagte ernst: „Nun habe ich euch studierten Herren gezeigt, wie man ohne Medizin einem Kranken Schlaf verschaffen kann. Wenn Sie fürderhin dieses einfache Mittel nicht verordnen, so werde ich Sie, mein Herr, zur Strafe einige Wochen lang auf einem unaufgeschüttelten Strohsack liegen lassen!" C. T.

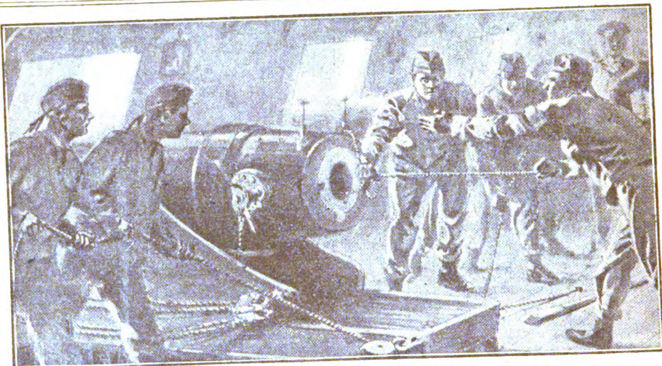
Geistesgegenwart. — Der englische Dichter Saintfoy hatte das Unglück, einst einem Gläubiger gerade in dem kritischen Augenblicke zu begegnen, als er bei seinem Barbier saß. Er konnte dem ungestümen Mahner, welchem er fünfzehn Pfund Sterling schuldete, um so weniger entrinnen, als er gerade eingeseift wurde.

Diese günstige Gelegenheit benützend, forderte der Gläubiger sofort sein Guthaben, worauf der eingeseifte Saintfoy ihn freundlich fragte, ob er nicht wenigstens so lange sich gedulden wolle, bis der Barbier ihm den Bart würde abgenommen haben.

Als der erfreute Gläubiger natürlich gern sich damit einverstanden erklärte, sprach der Dichter zu dem Bartkünstler: „Sie sind Zeuge, mein Lieber!" Dann erhob er sich, wusch die Seife aus dem Barte und entfernte sich mit dem Bemerken, daß er von nun an sich den Bart stehen lassen werde. K. R.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Hans Eisenhart. Ein deutsches Flottenbuch.

Herausgegeben von **Ferdinand Lindner**, Marinemaler.
Text von **Graf Bernstorff**, Korvettenkapitän a. D.

Mit 194 Textillustrationen und 20 ein- und mehrfarbigen Einschaltbildern nach Originalzeichnungen von Ferdinand Lindner.

Elegant gebunden Preis 10 Mark.

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Wohl zu keiner Zeit ist das Verständnis für diesen Ausspruch in allerweitesten Kreisen größer gewesen als jetzt. Die Ereignisse der neueren Zeit haben auch demjenigen Teil des deutschen Volkes die Augen geöffnet, welcher bisher gegenüber allem, was unsere Seestreitkräfte betraf, wenig Interesse gezeigt oder sich gar ablehnend verhalten hatte. Heute ist die Weiterentwicklung unserer Marine die Freude und die Sorge aller. Obiges Buch kommt daher zu einer Zeit, in der bei allen Gebildeten die Erkenntnis besteht, daß ein solches Werk in jede deutsche Hausbibliothek gehört, insbesondere aber der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden sollte.

„Hans Eisenhart" ist keine bloße Seegeschichte. Es ist ein nationales Marine-Volksbuch, welches mit der Erzählung nicht allein den Werdegang eines Seeoffiziers gibt, sondern auch geschichtlich und technisch die Entwicklung unserer Seemacht schildert. Ein Buch für alt und jung, für alle Berufs- und Gesellschaftskreise.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

„Die Gesundheit" verbreitet sich über alle Gebiete der Heilkunde, sie befaßt sich mit allen Abschnitten des menschlichen Lebens, sie ist in ihrer Art einzig und unerreicht dastehend, ein Hausbuch, das wertvoll ist für jedermann, auch für diejenigen, welche andere, ähnliche Werke bereits besitzen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

